Gössler - Graf Bismarck und die deutsche Nation - 1871











Graf Bismarck

und

die deutsche Nation.

Von

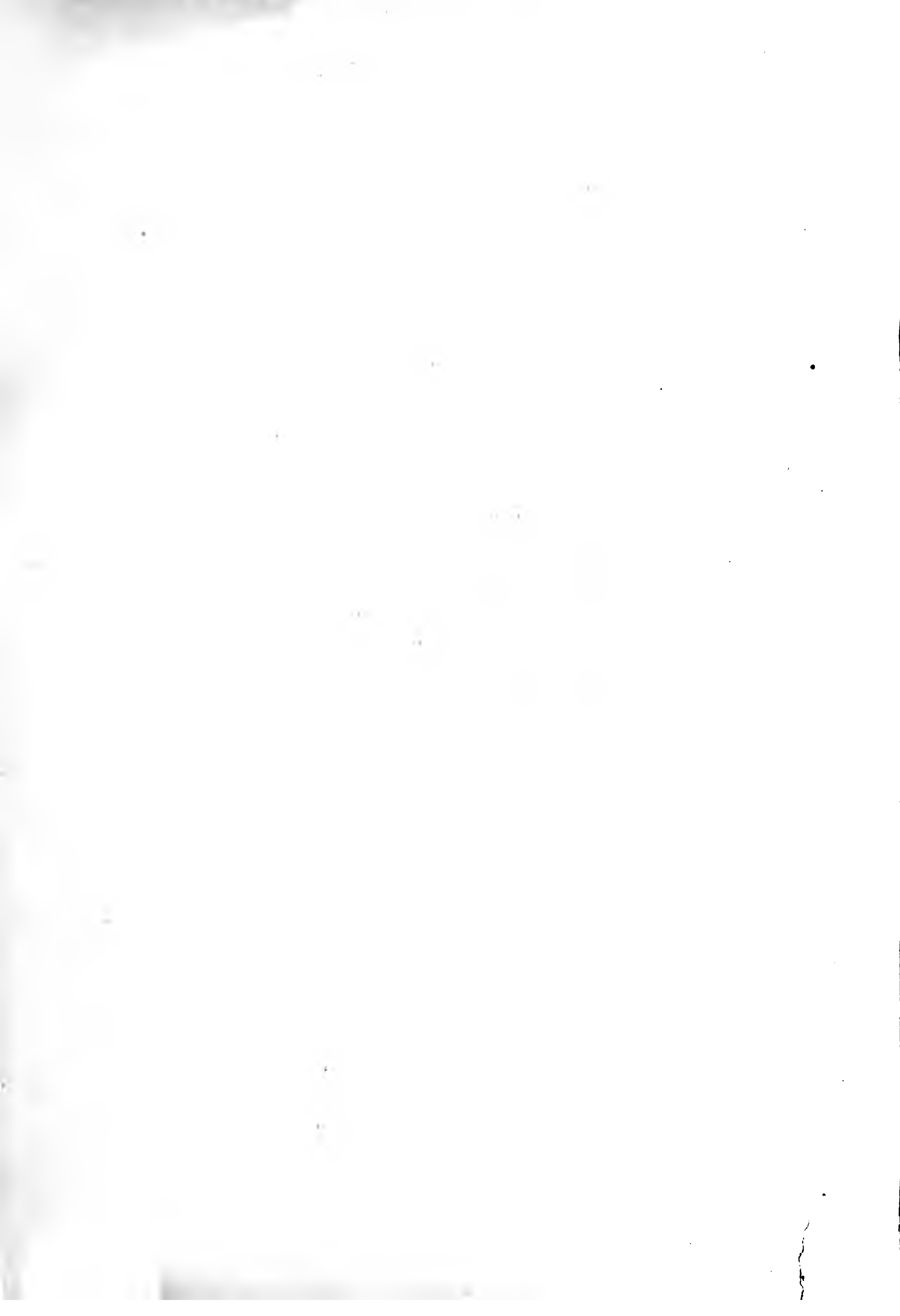
Dr. Constantin Rößler.

Besonderer Abdruck aus der „Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde."



Berlin, 1871.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn.
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 69.

Inhalt.



I.

Bis 1848.

Das Geistesbild eines Lebenden zeichnen, der mitten im Wirken steht, wird oft Vermessenheit geheißen. Wer weiß, was der Thätige erreichen, was noch wider sich heraufbeschwören mag? Erst die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Gericht aber ist Erkenntniß und Erkenntniß ist Gericht. Darum wehren uns diese Vorsichtigen das Verständniß der Lebenden. Aber schon Göthe lehrte, daß die Wirkung jeder That, und mit ihr die Gegenwirkung in's Unendliche reicht. Das Weltgericht der Weltgeschichte beginnt entweder mit dem Leben oder niemals. Denn das wahre Leben hört nie auf. Es gab bis vor kurzem noch Leute, und vor 1866 hörte man viel auf sie, welche meinten, die Aufrichtung einer habsburgischen Herrschaft in Deutschland werde beweisen, daß das Leben Friedrichs des Großen nur ein schädliches Intermezzo der deutschen Geschichte gewesen sei. So lange sie noch wirkt, ist keine That endgültig. Darum tritt jener Vorsicht eine andere Forderung entgegen, uns Deutschen unter Lessing's gebietendem Namen geläufig: nur was man erlebt, soll man beschreiben; nur der Mitlebende versteht den Lebenden. In Wahrheit: wissen jene Vorsichtigen denn, ob in der äußerlichen Summe der Thaten die Seele eines Mannes aufgeht? Sind Zufall und Hemmung nicht in Anschlag zu bringen? Helfen jene, neuerdings wieder beliebten Charakteristiken wohl den wirklichen Menschengeist verstehen, die den äußeren Lebensgang in psychologische Eigenschaften zurückübersetzen? Zu ringen mit dem Geschick ist Menschenarbeit, und wenn Niemand an die Tüchtigkeit glaubt, die Nichts gestaltet, so bleibt es doch oberflächlich, immer und überall die äußere That als den erschöpfenden Ausdruck der inneren Natur zu nehmen.

Wo diese in großen Zügen sich nicht offenbaren kann, offenbart sie sich in tausend kleinen Dingen dem Zeitgenossen, wenn dieser aufzumerken und zu deuten versteht.

Unsere bescheidene Aufgabe ist nicht, den eben berührten Streit zu schlichten. Wir wollen nur einen Lebenden dem Verständniß der Lebenden näher bringen, die von ihm zu empfangen und ihm zu geben haben. Hängt die Frucht aller gegenseitigen Einwirkung doch vom Verständniß und seinen Graden ab. Die Zeitgenossen gehen an einer ungewöhnlichen Erscheinung oft darum ohne Verständniß vorüber, weil sie wirklich ist. Verstehen heißt die Möglichkeit einsehen. Wozu die Möglichkeit begreifen von dem, was wirklich ist? Was man sieht, das glaubt man auch. Anders die Nachwelt. Für sie ist die Wirklichkeit vergangen. Kann sie die Möglichkeit nicht fassen, so verweist sie das Wirkliche in die Fabel, sie glaubt keinem Bericht, sie glaubt keiner Nachwirkung, und übt darin die Pflicht des Geistes, welche die Zeitgenossen, in sinnlicher Gegenwart befangen, versäumt haben.

Das Unverstandene bleibt uns fremd. Daher wird ein großes Leben oft mitten in seiner Zeit zum Mythus, oder zu einer anekdotenhaft wunderlichen Erscheinung bloß darum, weil die oberflächlichste Deutung genügt für das, was nicht zu bezweifeln ist, da man es vor Augen sieht, während doch dieses Sehen nur dürftige Bruchstücke umfaßt. Sieht doch das sinnliche Auge sogar nur dadurch die Körper, daß Urtheil und Schluß den Gesichtssinn leiten.

Daß ein allgekannter Mann besser erkannt werde, dazu beizutragen setzt sich die nachfolgende Skizze vor.

An der Schwelle dieser Laufbahn, wie sie dem gewöhnlichen Auge der Zeitgenosseu erscheint, erblicken wir den Junker, der mit vorurtheilerfülltem Haß sich abwendet von den besten Männern, von den besten Regungen seiner Zeit: hinter der Schwelle steht der geniale Mann, der, aufgereizt durch ein persönliches Begegniß, den unaufgeblichsten und unerreichbarsten Wunsch seines Volkes plötzlich mit gewaltiger That in die Wirklichkeit reißt. Dabei aber bleibt dieser Mann in seinem Wesen der Junker oder die despotisch geartete Natur, wie sie nur frühere Jahrhunderte ertrugen, der seine Zeit und alle ihre edlen und hohen Ideale nicht verstehen mag oder kann, ihrer Größe sich nicht beugen will. Daher darf man ihn bewundern, wenn man muß, aber man soll ohne Unterlaß vor ihm auf der Hut sein, ihn oft bekämpfen, ihn stets beschränken. Das Unerläßliche wird er schon durchsetzen, die Gefahr ist bloß, daß er auch seine Launen erzwingt. Ueberdies, was wären die Politiker der Gegenwart, wenn sie stets ihm folgten? Nur wenn sie ihm entgegentreten, sind sie bemerkbar, sind sie überhaupt etwas.

Seltsames Zeitalter! Das Wunder von Damaskus darf sich nicht zugetragen haben, weil Niemand plötzlich aus einem Saulus ein Paulus wird. Was vor 1800 Jahren eine göttliche Erscheinung, als Vision aus dem bis dahin sich selbst verborgenen Innern mit Einem Male aufsteigend, nicht bewirkt haben darf, das soll im neunzehnten Jahrhundert eine zur Unzeit angezündete Cigarre oder etwas dergleichen zu bewirken im Stande gewesen sein.

Was hat es mit dem Junker auf sich?

Erinnern wir, die als Preußen seit dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts die ersten Jugendeindrücke in Bezug auf den Staat empfingen, uns einmal, wie diese Eindrücke beschaffen waren. Der burschenschaftliche Geist, dieser im nationalen Gemüth forttönende Nachklang der Befreiungskriege, wurde nur in wenigen Familien, deren Häupter oder erwachsene Angehörige von ihm berührt waren, auf das heranwachsende Geschlecht übertragen. Auf den Universitäten erhielt er sich unter mehr und mehr barocken Formen trotz aller Verfolgung. Aber Jünglinge von selbständig geartetem Wesen konnten von ihm nur ergriffen werden, wenn eigenthümliche Vorbedingungen der Erziehung und ersten Lebenseindrücke vorhanden gewesen waren. In den gebildeten Ständen des damaligen Preußen, die ihrem Staat anhingen, stand das politische Gefühl ganz unter dem Eindruck der durchlebten furchtbaren Zeit, der Mißhandlung von Staat und Volk, und der glorreichen Rettung. Der Dränger des Vaterlandes war das Kind und der Erbe der französischen Revolution gewesen. Dieses Ereigniß stand vor Allem im Lichte der greulichen Leidenschaften, die es befleckt haben, und die jedes gesunde sittliche Gefühl in alle Ewigkeit zurückstoßen werden. Bald kamen damals in Deutschland Zeiten, und sehr wahrscheinlich werden sie in verschiedenen Epochen bei verschiedenen Völkern sich wiederholen, welche sich an dem idealen Zug, der dieser Bewegung in den ersten Stadien beigemischt war, an der muthigen Folgerichtigkeit in der Durchführung anscheinender Vernunftsätze, und selbst an ihrem Haß gegen den Druck, welchen die historischen Verhältnisse auf die sich frei dünkende Menschennatur üben, berauschten. Eine solche Epoche kehrte für einen Theil der gebildeten Stände Deutschlands mit dem Jahre 1830 wieder. Bis dahin empfing das jugendliche Gemüth von jener Weltbegebenheit nur den Eindruck der entsetzlichen Wildheit, bis zu welcher die menschliche Natur, von wahnwitzigen Lehren aufgeregt, in allen bösen Leidenschaften entfesselt, sich phantastisch steigernd, sinken kann. Dagegen erschien der heimische Staat, geadelt durch eine Erhebung voll Treue und schlichten Heldenmuth ohne Gleichen, in seiner Neugestaltung als ein Muster der Ordnung, Gerechtigkeit und einsichtsvoller Förderung aller physischen und geistigen Güter. Als nun die Julirevolution in weiten

Kreisen eine entgegengesetzte Sinnesart verbreitete, da war dieselbe doch mit Schein aller Art so durchsetzt, daß der Wahrheitskern nach vielen Jahren kaum der historischen Betrachtung deutlich wahrnehmbar ist, aber gewiß nicht dem Theil der Zeitgenossen zugänglich sein konnte, welche durch Geistesanlage oder Lebenseinflüsse vor den Täuschungen bewahrt blieben, die den Kern vielschichtig umhüllten. Der altburschenschaftliche Geist verschwand damals, das deutsche Volksthum erschien als eine romantische Illusion. Dafür Nachahmung all' der Thorheiten und Phantastereien, welche der unüberwundene Gährungstoff der ersten französischen Revolution auf seinem heimischen Boden unter neuen Bedingungen der Gesellschaft und Literatur erzeugte. Saint Simonismus, Emancipation des Fleisches, bald Socialismus und Communismus, Anbetung der Blouse, sogar der Gebeine von St. Helena, alles fand seinen Weg nach Deutschland. Wie konnte ein Geist von gesunder Anlage, durch Abstammung und Erziehung dem preußischen Staat besonders nahegestellt, diesen fremd eindringenden Wahnbildern gegenüber sich anders als abwehrend, ironisch, unwillig verhalten? Die Bekehrung zum Liberalismus ist damals manchem Sinn schwer geworden, dem keinerlei Lebensverhältnisse irgend eine Voreingenommenheit nahelegten. Einem gewissenhaften Verstand waren die Fragen schwer zu beantworten: worin liegt das Verbrechen des bestehenden Staates; worin liegt das Wohlthätige der neuen Ideale, und wie zeigt sich ihre Möglichkeit?

Seit dem Jahre 1840 wurde die Bewegung des deutschen Liberalismus ungestümer und radikaler, aber auch vielseitiger, so daß ihr inneres Recht, ihre Begründung in der Entwickelung des Völkerlebens, und namentlich des deutschen Lebens, deutlicher hervortraten. Unverkennbar sprang jetzt der dreifache Mangel des bestehenden Zustandes in die Augen, der dem unparteiischen Sinn seine Unhaltbarkeit zweifellos machte. Der Zollverein, die verdienstvolle Schöpfung der preußischen Staatslenkung, ließ endlich die materielle Hervorbringung der Nation wieder erstarken, die Verpflanzung des neuen Verkehrsmittels, der Eisenbahnen, auf deutschen Boden verhieß noch kräftigeren, ungewohnten Aufschwung. Da zeigte sich, daß die Bahnen dieser materiellen Entwickelung, ihrer Natur nach zusammengesetzt aus vielfach sich bald verflechtenden, bald einander widerstrebenden Linien, unmöglich durch ein außerhalb dieser Bewegung stehendes Beamtenthum noch gelenkt werden konnten. Und wäre die richtige Lenkung von einem solchen Standort möglich gewesen, so war es doch unmöglich, die Betheiligten zu überzeugen, daß die Lenkung nach unbekannten Gesichtspunkten das Richtige treffe.

Der zweite Mangel des bestehenden Zustandes war, daß er dem Geistesleben der Nation die Frucht versagte, in welcher alles Glück und

Hochgefühl der Völker beschlossen liegt, die praktische Betheiligung am eignen Gemeinwesen. Deutschland hatte soeben einen der seltenen Blüthepunkte der Menschheit erlebt, welche die köstliche Verheißung aufsteigenden Völkerlebens sind, eine klassische Epoche in Poesie und Wissenschaft. Nun sollte dem deutschen Geist nicht vergönnt sein, diesen hohen Besitz der Erkenntniß und des Gefühls selbstthätig in sittlichen Werken zu entfalten. Damals predigten die Jünger der klassischen Zeit, daß die Freiheit nicht eine Forderung der materiellen Zustände — daß sie jedoch auch dieses sei, wurde aus dem Lager des Verkehrs bewiesen — sondern vor Allem eine Forderung der Bildung und sittlichen Würde sei.

Der dritte und, der Wirkung auf die damalige Zeit nach, erschreckendste Mangel des bestehenden Zustandes war, daß er die deutsche Nation, diese Erbin so heiliger Geistesgüter, in die Gefahr der unaufhaltsamen Schwächung und des Unterganges brachte. Im Westen die französische Nation von neuen Ideen gehoben, aber auch von unheimlichen Leidenschaften getrieben; im Osten der russische Koloß, wie damals der stehende Ausdruck lautete, in weiten Bogen, wie man glaubte, um Deutschland seine Minen ziehend und ihm die Lebensadern verschüttend. Zwischen solchen Nachbarn Deutschland in dem Elend der Kleinstaaterei und unfreier Staatsformen erliegend, jeder Weg zu glücklicher Kraftentfaltung nach Außen versperrt, jeder politischen Achtung im Auslande baar, Geist und Erfindungskraft zu Hause in hoffnungslosen Versuchen sich aufreibend, durch zahllose Schaaren von Auswanderern alljährlich um unwiederbringliche Werthe an Kapital und Menschenkraft geschwächt. Die alte unvergleichliche Streitbarkeit der Nation in Preußen unverhältnißmäßig angespannt, sonst überall vernachlässigt, die ganze deutsche Heereskraft in den Dienst einer bis zum Aberglauben geistlosen, von der Triebfeder des dynastischen Egoismus allein bewegten Tendenzpolitik gestellt. Die Nation, auf die Fragen ihres eigenen Bestandes ohne Einfluß, mit dem Bewußtsein, daß für diesen Bestand und alles Hohe, was daran geknüpft, an den leitenden Stellen selten ein Herz schlage, und wo allenfalls ein Herz, daß diesem der große vorurtheilslose Blick und der männliche Entschluß fehle. Es war ein Zustand der Schwüle, der die Nation krankhaft aufregte. Selten ist ein Volk in dem Grade von dem Glauben beherrscht gewesen, von den Hütern seiner Geschicke verlassen und verrathen zu sein. In Preußen, wo solchen Befürchtungen Vieles widersprach, konnte die öffentliche Meinung sich doch nicht verhehlen, daß der Staat in das deutsche Schicksal verflochten war: unter Zwerggebilden eine unausgewachsene Bildung, die politische Unselbständigkeit der Kleinstaaten halb freiwillig, halb gezwungen theilend. Die allgemeine Aufregung erreichte den höchsten Grad, als eine rückläufige kirchliche Wendung, vom Staat bewirkt, den

einzigen und letzten Stolz der Deutschen, ihre wissenschaftliche Gedankenwelt zu bedrohen sich anschickte. So kam es, daß bei im Ganzen blühenden materiellen Zuständen, unter Verwaltungen, die zum Theil lobenswerth erschienen, in Preußen aber als die beste, welche je ein Staat sein Eigen genannt hat, alle schlimmen und alle guten Regungen in den gebildeten Ständen der Nation im allgemeinen Wetteifer, wie ihn die seltensten Epochen zeigen, gegen die bestehende Staatsordnung sich kehrten.

Wie konnte dieser Zustand auf einen heranreifenden Mann wirken, aus altadligem Geschlecht, durch Ueberlieferung und Hoffnung mit dem preußischen Staat eng verbunden, in den regierenden Stand desselben einzutreten durch Geburt aufgefordert? Denken wir uns die freieste geistige Anlage, die weittragendste Vorahnung politischer Geschicke. Ein solcher Sinn mochte die unsichere Lage Deutschlands, von welchem Preußen nicht zu trennen war, bald genug erkennen. Aber wo konnte er die Abhülfe suchen, als auf dem Stuhl der Herrscher, in königlichen Gedanken und Maßregeln, eingeleitet, geweckt oder bestätigt im Rathe des Königs? Und wo anders noch höchstens, als bei dem regierenden Stand, in dem weiteren Kreise der höchsten Staatsdiener? Fehlte hier das Verständniß der neuen Lage des Staats, wie sie sich gefahrvoll, aber auch hoffnungsreich für einen kraftbewußten Geist heranbildete, so durfte ein solcher Mann mit vollem Recht sich sagen, daß er und vielleicht mancher Andere seines Gleichen dazu geboren seien, im richtigen Augenblick dem Staat zu leisten, was ihre Vorfahren geleistet. Darauf aber konnte ein solcher Mann nimmermehr verfallen, daß man einer formlosen, widerspruchsvollen Gährung, welche unter ausländischem Einfluß die gebildeten Stände ergriffen, freien Lauf lassen müsse, um dem Staat neue Kraft zuzuführen. Den Idealismus eines edleren Lebensgefühls, welcher jener Gährung beigemischt war, mochte ein solcher Mann im eigenen Herzen finden. Ihm war der Weg nicht verschlossen, oder schien wenigstens nicht verschlossen, dieses Gefühl in Thaten für seinen Staat auszuprägen. Noch weniger konnten ihn die materiellen Interessen mit ihrer Verwirrung und ihren Klagen gegen den bestehenden Zustand einnehmen. Der Verkehr war im augenscheinlichen Wachsthum begriffen, seine Ansprüche, hier Schutzzoll, hier Freihandel, hier Socialismus, hier Entfesselung von allem und jedem Staatseinfluß, schienen einen unauflöslichen Widerspruch zu bilden, den man am wenigsten sich selbst überlassen dürfe.

Der Mangel, den man selbst fühlt, ist der beste Lehrmeister. Konnte ein preußischer Aristokrat im jugendlichen Lebensalter vor dreißig Jahren die Mängel des damaligen Zustandes weniger fühlen, als der Angehörige einer der mannigfaltigen Schichten des Bürgerthums, so hätte der erstere die Bewegung, welche durch das Bürgerthum ging, doch vielleicht gewür-

digt, wenn sie eine faßbare Gestalt getragen hätte. Ein klares Ziel und übereinstimmende Mittel, ein heller Glaube und einheitliche Gründe wirken auf den widerstrebenden Sinn, dem ein fähiger Verstand innewohnt; sie zwingen wenigsten zum Nachdenken. Was aber verlangte die damalige Gährung? Man hätte sagen können: die unbegrenzte Freiheit der Bewegung für ein Chaos; wenn nicht viele der gährenden Elemente, selbst vor dem Chaos erschrocken, die unbegrenzte Freiheit verworfen hätten, wenn nicht andere, während sie noch die Fesseln trugen, schon die Herrschaft für sich gefordert hätten. Schwerlich kann man die Vorstellung verargen, welche sich damals bildete, wenn sie auch einen unauflöslichen Widerspruch enthielt, daß die Heilung der krankhaften Triebe jeder eingreifenden, namentlich jeder befreienden Reform vorangehen müsse. Es haben damals einzelne Männer der preußischen Aristokratie der Zeitrichtung, welche das Verlangen nach freier Staatsform aus sittlichem Idealismus stellte, sich angeschlossen. Sie haben es unter dem Einfluß der in ihren Familien lebendigen Tradition des humanen Ideals der klassischen Zeit gethan. Sie sind die geachteten Kämpfer einer edlen Sache geworden, aber sie haben den Zug, dem sie folgten, nicht gestalten können. Die Geistesanlage der schöpferischen Praxis trägt mit dem Trieb der That stets den kritischen Scharfblick für die Bedingungen ihrer Möglichkeit in sich. Die Unmöglichkeit, den Inhalt der deutschen Bewegung in den vierziger Jahren praktisch zu ergreifen und als lebensfähiges Gebilde hinzustellen; auch nur zu unterscheiden, was an diesem Inhalt nachhaltiger Trieb und was kraftloser Schein: da liegt das aufgelöste Räthsel des Junkers Otto von Bismarck.

Immer krankhafter wurde der vergeblich in der Nation arbeitende Drang. Aus der Opposition gegen die kirchliche Rückschrittsbewegung entstand ein sittlicher Radikalismus, ein der deutschen Wissenschaft seltsam anstehender Haß gegen die Geschichte selbst, der schon heute ebenso abstoßend als unverständlich erscheint. Die damaligen Radikalen haben als Cyniker geendet. Der klägliche Ausgang hat gezeigt, daß dieser Radikalismus nichts als ein mühselig gewaltsam erzeugter Schaum gewesen.

Aber es ist der gefährliche Nachtheil eines Zustandes, in welchem der öffentliche Geist äußerlich gehemmt ist, daß keine an die Oberfläche tretende Erscheinung in Bezug auf ihre Tiefe und Verbreitung gewürdigt werden kann. Eine Lehre, die nie vergessen werden sollte. So wie der allgemeine Zustand damals war, mußten die hohlen Grimassen des Radikalismus einerseits erschrecken, andererseits die vorhandenen Gegensätze steigern. Denn die Einen suchten die Hilfe in der Freiheit, die Andern in der schärfer angespannten Herrschaft.

So trat der vereinigte Landtag in's Leben, eine schwer verkünstelte

Schöpfung, der dennoch die Schwüle, welche über der deutschen Nation lag, für einen Augenblick bedeutend erleichterte. Die würdevolle Haltung, der patriotische Sinn, die großen Gesichtspunkte, welche in den Verhandlungen einer Versammlung herrschten, die nach ihrem Wahlsystem so viele Kreise technischer und allgemeiner Bildung ausschloß, weckten die Ahnung, wie viel Geisteskraft und Würde der Gesinnung in der Nation vorhanden seien, vor deren Entfaltung die an den Tag gekommene Wüstheit verschwinden werde.

Auf dem vereinigten Landtag trat Otto von Bismarck zum ersten Male dem Drang seiner Zeit öffentlich gegenüber. Er erschien der damaligen Zeit als der gebildetste aber auch unzugänglichste Parteigänger des Absolutismus und aristokratischer Vorrechte. Die Schrift „das Buch vom Grafen Bismarck" erwähnt, daß derselbe nach Mittheilungen aus jener Zeit mit ziemlich liberalen Ansichten auf den vereinigten Landtag gekommen sei. Keinesfalls ist es der Liberalismus jener Zeit gewesen. Der damalige Bismarck mag dazu geneigt haben, in einem großen öffentlich verhandelnden Landesrath eine nützliche, vielleicht nothwendige Institution zu erblicken. Dies wäre für gewisse Kreise jener Zeit freilich schon sehr liberal gewesen. Sicherlich aber hat der damalige Bismarck vorausgesetzt, daß ein solcher Landesrath, wie er nun heißen möge, ganz in der preußischen Monarchie stehe und von ihrem historischen Geist durchdrungen sei, daß er das königliche Recht der unumschränkten Entscheidung nicht antaste, sich keine andere Einwirkung auf den königlichen Willen vorsetze, als durch das Gewicht der sachlichen Gründe, daß der Zug königlicher Autorität nach wie vor durch das ganze Staatswesen ungebrochen hindurchgehe. Was einen Mann, dessen ganze Sinnesart in dem preußischen Staat lebte, auf dem vereinigten Landtag befremden mußte, war der kosmopolitische Anflug des Liberalismus, die vielfach nach ausländischen Mustern geformte Anschauung, die beständige Bezugnahme auf fremde Beispiele. In den Kleinstaaten fand man, daß auf diesem Landtag viel zu viel „borussifirt" worden sei. Dieser Gegensatz hat in der neueren deutschen Entwickelung eine große Bedeutung gewonnen und wird sie vermuthlich noch länger, hoffentlich nicht zu lange mehr behaupten: die auf den reichsten Universalismus angelegte deutsche Geistesbildung und die charaktervolle Einseitigkeit des einzigen innerhalb der deutschen Nation erschaffenen Staatsgebildes, welches mit dem Wesen des Staates Ernst macht und darum der deutsche Staat werden muß. Die Formen nationaler Mitwirkung am Staat waren damals für Preußen noch nicht gefunden, ein erster Versuch lag vor. Die Herbeiziehung ausländischer Muster konnte daher unter diesem Gesichtspunkt nicht auffallen. In Bismarck war das preußische Selbstgefühl nicht die unfreie Befangenheit in einer vorhandenen Form,

sondern die Verbindung des heimischen Staatsgeistes mit den Keimen der eigenen schöpferischen Natur. So konnte ihm die unkritische Bevorzugung fremdgewachsener Muster als Götzendienst erscheinen.

Die Grundzüge, welche für die Entwickelung des Staatsmannes maßgebend geblieben sind, traten auf dem vereinigten Landtag noch mehrfach hervor. Er verkannte den Nutzen der Periodizität des Landtages auch seinerseits nicht. Aber er wollte nicht, daß der Landtag gleich in der ersten Periode seines Zusammentritts den König dazu dränge. Es war dies aus der nie ungestraft verkannten Wahrheit herausgesprochen, daß der König, und wenn wir die Anschauung verallgemeinern wollen, das Staatsganze stets die feste überlegene Stellung behaupten muß gegenüber den einzelnen und dunklen Trieben, den elementaren Kräften im Staatsorganismus, deren Gesammtheit heute allgemein mit dem Worte „Gesellschaft" bezeichnet wird. Hier freilich, wo eine verspätete Gewährung noch das Heilmittel bringen sollte für weitgedrungene moralische Schäden, durfte es eilig erscheinen, die allzu karge Gabe zu erweitern.

Eine andere charakteristische Aeußerung Bismarck's auf dem vereinigten Landtag berührte den Inhalt der Befreiungskriege. War die Erhebung nur gegen die Fremdherrschaft gerichtet oder zugleich gehoben von der Hoffnung auf freie Staatsformen? Bismarck wollte nur die erste Triebfeder zugeben und erregte großen Anstoß. In Wahrheit wird jeder nationale Unabhängigkeitskampf nicht bloß ein negatives Ziel haben. Hinter dem Sturz der Fremdherrschaft liegt mit Naturnothwendigkeit für jedes Volk der Wunsch nach einem ihm gemäßen Dasein. Wenn ein solcher Zustand durch fremde Gewalt nur unterbrochen wurde, dann wird der Kampf nur die Vertreibung dieser Gewalt zum Ziel zu haben scheinen. Das preußische Volk und das deutsche, soweit es sich anschloß, kämpfte aber damals nicht für einen Zustand, den es vor der Fremdherrschaft besessen hatte. Dies war so wenig der Fall, daß unter den Augen der Fremden der preußische Staat das einschneidendste Reformwerk begann, daß das Signal zum Kampf mit dem Versprechen einer „aus dem ureignen Geist der deutschen Nation" geschöpften Verfassung gegeben wurde. Immerhin floß dieser Versuch, das Untrennbare zu trennen: Unabhängigkeit und heimisches Genüge, bei Bismarck aus dem stolzen und richtigen Gefühl, daß es besser ist, selbst heimische Fesseln zu tragen, als bei fremdem Glück selbst ein gut aufgenommener Gast zu sein, geschweige denn sich nach fremden Tafeln zu drängen.

Eine dritte Aeußerung betraf die Frage, welche damals die Gemüther am heftigsten bewegte, und welche in ihrer Lösung bis auf den heutigen Tag am wenigsten fortgeschritten ist. Es handelte sich um den christlichen Staat. Dies war damals kein Begriff, sondern eine aufregende Vor-

stellung. Bismarck behauptete die Christlichkeit des Staates, denn es sei kein Staat ohne religiöse Grundlage denkbar und kein anderer höchster Zweck des Staats als der, jene Grundlage zu verwirklichen. Die religiöse Grundlage der europäischen, der deutschen Staaten sei aber das Christenthum, und ihre Aufgabe demnach die Verwirklichung der christlichen Gesinnung. — Die unbestreitbare Richtigkeit dieser Sätze führte dennoch zu einer falschen Anwendung. Aus dem christlichen Charakter des modernen Staats folgt nicht die Stützung eines willkürlichen theologisch-politischen Systems. Ein solches System identifizirte sich damals mit dem Begriff des christlichen Staates, dessen Namen es usurpirt hatte. Es ist ein Mißbrauch der Dialektik, der alle Meinnungskämpfe charakterisirt, bald von der Unwahrheit eines Besonderen auf die Unwahrheit des Allgemeinen, bald wieder von der Wahrheit des Allgemeinen auf die Wahrheit eines entstellten Besonderen zu schließen. Das Letztere war Bismark's Fall. Was den Redner aber noch mehr charakterisirte, war die Betonung der Offenbarung, weil die irdische Wahrheit beständig schwanke. Hier tritt ein tiefer Zug des ganzen Mannes hervor. Die Lebensluft für den Helden ist die Gewißheit. Nie ist schöpferisches Handeln denkbar bei schwankenden Ueberzeugungen. Es gab Helden, die das Gesetz ihres Handelns aus sich selbst zu nehmen aus Vermessenheit oder aus Nothwendigkeit versuchten; dann sollte ihr Gesetz auch das der Völker sein. Andere Helden empfingen das Sittengesetz ihres Volkes als ein unangetastetes Heiligthum. So wollte es Bismarck. Und hätte man ihm entgegnet, daß das scheinbare Schwanken menschlicher Lehre unverrückbar von dem Magnet der Wahrheit beherrscht sei, so hätte er auch dann die menschliche Lehre nicht ausreichend gefunden zum Leitstern eines Volks, der unverwandt am Himmel stehen muß.

So sehr dieses Auftreten dem allgemeinen Strom entgegen war, so entging doch schon der damaligen Zeit in Bismarck's Reden nicht die ausnehmend gewählte Form, noch die untadelhafte Logik, noch der vornehme Ton der Polemik. Soweit man vor Entzücken über die Redner, welche auf die Tribüne brachten, was der Zeit am Herzen lag, noch dazu kommen konnte, erstaunte man über den Eindruck einer vollkommen fertigen Persönlichkeit, den Bismarck hervorbrachte. Wie konnten so veraltete Meinungen in einem so jugendlichen Mann zu einem so geschlossenen Ganzen zusammenwachsen? Die Erscheinung imponirte, aber sie galt als hoffnungslos. — Dieser im jugendlichen Alter so geschlossene Mann, der ebenso stolz als unbildsam erschien, besaß in seinem Wesen eine Rezeptionskraft, die ihn in Plan und That weit hinaustragen sollte über das, was damals als der äußerste Endpunkt der Entwickelung erschien.

II.

Bis 1859.

Das Jahr 1848 kam. Noch einmal trat der vereinigte Landtag zusammen. Der furchtbare Schlag hatte die scheinbar so kalte Festigkeit des Redners bis auf den Grund erschüttert, so daß, das einzige Mal während seiner ganzen Laufbahn, das Herz in öffentlicher Versammlung auf die Lippen trat. „Die Vergangenheit ist begraben, und ich bedaure es schmerzlicher als Viele von Ihnen, daß keine menschliche Macht im Stande ist, sie wieder zu erwecken, nachdem die Krone selbst die Erde auf ihren Sarg geworfen hat." Zugleich aber bewies der Redner einen Muth, der nicht zu der höchsten, aber zu der seltensten Gattung gehört: das Lächerliche nicht zu scheuen. Er bekannte die Nothwendigkeit, bei unbesiegter Neigung die Handlung zu unterwerfen. — In vier Sitzungen beendigte der vereinigte Landtag die Aufgabe, für die er zum zweiten Male zusammengetreten. Fast jede Sitzung enthüllte einen Zug des künftigen Staatsmannes. Er entdeckte über dem Auge des Finanzministers die Brille des Industrialismus. Der Kriegszug nach den Herzogthümern veranlaßte ihn zu einer besorgten Erkundigung nach dem „phaëtonischen Flug", den die preußische Politik angenommen. Er war nicht der Kühnheit abhold, aber er wußte, was die Kühnheit ist ohne Ueberlegung. Eine ähnliche Anfrage stellte er wegen der Maßregeln im Großherzogthum Posen. Er sagte: „uns bleibt nur die Wahl, das Königreich Polen in seinen alten Grenzen von 1772 herzustellen oder . . . . ." Da ließ ihn die Versammlung nicht aussprechen, und er hat zur Ergänzung nie wieder Veranlassung gefunden; aber es war ein unnützer Lärm, der ein bedeutendes Wort erstickte. Er zog die Interpellation zurück auf eine Andeutung vom Ministertisch, daß sie in der gegebenen Ausdehnung Verlegenheiten bereite, und erklärte sich mit der ertheilten Auskunft befriedigt. Er wußte, was der Abgeordnete jeder Regierung schuldig ist, die ihre Pflicht nicht vergessen will.

Das Jahr 1848 wird nie vergehen in der deutschen Geschichte, und es werden je länger je mehr nur wohlthätige Nachwirkungen sein, die seine Spur erhalten. Aber in seiner Erscheinung war es nicht geeignet, einen Sinn zu bekehren, dem das Verlangen nach Freiheit bis dahin unverständlich geblieben. In jeder Zukunft eine denkwürdigen Lehre für Jeden, welcher die Regeln der Staatslenkung zu vollziehen berufen werden kann oder sie nur sich zum Verständniß bringen will. Ueberall sonst sind Verfassungskämpfe aus dem Bedürfniß der Abstellung öffentlicher Mißbräuche entsprungen, oft um zuerst die Grundlagen der Rechtlichkeit im öffentlichen Dasein zu schaffen. In Deutschland gab es keine öffentlichen Mißbräuche oder wenige und untergeordnete. Und doch diese elementare Gewalt in der

Bewegung: zur unvergeßlichen Mahnung, wie verderblich es ist, ein Volk von aller Theilnahme und Kenntniß seiner öffentlichen Dinge auszuschließen, welchen Argwohn und welchen Zorn dieses Verfahren auch gegen unbefleckte Hände aufspeichert. Wer freilich das Leiden nicht empfunden hatte, dem konnte die unbegreifliche Erregung nur als die aufgehende Saat einer „langjährigen Freigeisterei erscheinen, die von oben herab genährt worden.“ Daß in Folge der Erwerbstockung die vom Ausland eingeführten socialistischen Ideen die Aufregung in der besitzlosen Klasse vermehrten, daß zwischen der letzteren und den gebildeten Ständen eine Kluft sich aufthat, dies mußte vollends über den Grund der Bewegung denjenigen täuschen, der ihre wahre Vorbereitung nicht mit durchlebt hatte, und der ihr Verständniß aus den zu Tage liegenden Erscheinungen schöpfte. Nach diesen Gesichtspunkten urtheilte Bismarck über die Bewegung. Er glaubte, daß der nationale Hebel allein die Bewegung nicht über wenige hervorragende Kreise hinausgetragen haben würde. — Eine natürliche und doch irrige Ansicht. In seiner Reinheit reichte der nationale Hebel über wenige Kreise allerdings nicht hinaus; aber noch weniger hätten die gesellschaftlich-egoistischen Antriebe, wenn das nationale Mißbehagen ihnen nicht den Weg freigemacht hätte, zu ausgebreiteter Wirkung gelangen können.

Die Hoffnung, daß die geistige Blüthe der deutschen Nation, zur freien Aussprache und zur verantwortlichen Beschlußnahme über die öffentlichen Angelegenheiten gelangt, die greuliche Zerfahrenheit überwinden werde, welche an der Oberfläche des Nationallebens seit 18 Jahren ihr Wesen getrieben hatte, fand in der Nationalversammlung zu Frankfurt eine überraschende Erfüllung. Die Aufopferung freilich, die dieser Sieg kostete während eines Jahres, wo in Deutschland keine äußere Autorität mehr feststand, wo die unheimlichsten Ausbrüche bald in Paris, bald in Berlin, bald in Frankfurt selbst, bald in Wien nicht nur die Staaten, sondern die gesellschaftliche Lebensordnung eines Theils von Europa in Frage stellten, ist oft beschrieben, aber noch nicht genug behalten worden. Der einzige und vollkommene Dank, die Rechtfertigung des angebotenen Vertrauens durch den preußischen Staat, blieb jenen Männern versagt. Es ist niemals gewiß, ob eine Wahrheit, geistig noch so siegreich durchgekämpft, wenn sie nicht im rechten Augenblick den fruchtbaren Boden des Willens findet, nicht für immer verfinstert wird. Und was konnte der Verlust der damals gefundenen Wahrheit anders bedeuten als den Untergang Deutschlands? Man muß wohl fragen, wie ein politischer Verstand dazu beitragen konnte, die Gabe in den Staub zu werfen, um das Geschick Deutschlands dem Unberechenbaren preiszugeben. Man weiß, wie Bismarck in der damaligen zweiten Kammer, welche auf den König zu Gunsten der frankfurter Verfassung einwirken wollte, das Werk von Frankfurt be-

kämpfte. Es war jedoch in dieser Bekämpfung ein Zug, der Bismarck von allen andern Gegnern unterschied. Er sagte ungefähr: „wenn mein König befiehlt, so ziehe ich zur Eroberung aus.“ Die andern Gegner schauderte bei dem Gedanken an preußische Eroberungen, selbst an die der Vergangenheit. Was ihn zum Gegner machte, das war einmal, daß die angebotene Verfassung ihm unter allen Eventualitäten die preußische Macht zu schwächen schien. Dies stellte er in den Vordergrund. Aber es war ein Irrthum, den er wohl selbst gesehen hätte, wenn er nicht unter dem Einfluß eines stärkeren Grundes gestanden hätte. Dieser Grund war, daß die frankfurter Versammlung gerade durch das Gute in ihrem Werk und in ihren Absichten sich um ihre moralische Macht gebracht hatte. Was sollte eine gefährliche Anwartschaft aus Händen, denen weder eine rechtliche noch eine thatsächliche Macht beiwohnte? — Was aber eine muthige Antwort auf den Wunsch der Vertreter der Nation in dieser selbst für neue Kraft geweckt hätte, wird ewig eine Streitfrage bleiben.

Als am Morgen des 27. April 1849 die zweite Kammer aufgelöst worden, bemerkte ein Zuschauer unter den heraustretenden Mitgliedern den Abgeordneten Bismarck. Ein Selbstbewußtsein und eine überschwellende Manneskraft drückten sich in der hohen jugendlichen Gestalt aus, daß der entsetzliche Druck der Empfindung, die größten Geschicke in den unfähigsten Händen zu sehen, sich minderte durch die Vorstellung, welche Last der Zukunft und selbst der Vergeltung diese Schultern auf sich nehmen könnten. Mit tausendfacher Kunst und mit tausendfachem Heldenmuth ist zuerst 17 und dann 21 Jahre später das Ziel erkämpft worden, dessen Erlangung 1849 ein Kinderspiel war. So sühnt eine vornehme Natur allein die ganze Schuld, von der sie nur den kleinsten Theil getragen.

Es kam das traurige Nachspiel der radowitzischen Unionsversuche. Bismarck stand dieser Episode ironisch und verachtungsvoll gegenüber. Es ist wohl das einzige Beispiel der Geschichte, wo ein Staatsmann sich erst aller Machtmittel beraubt, um nachher durch Lehren der Weisheit und Tugend aufgebrachte Gegner auf allen Seiten zur Auslieferung der Macht zu überreden, und sich schließlich diplomatisch und militärisch unvorbereitet zur Wehr setzt, um alle Gegner zu vereinigen. Das in jeder Beziehung zwecklose Unternehmen stürzte die Partei, die aus Patriotismus die Unvorsichtigkeit hatte, sich ihm moralisch zu gesellen.

Es kam zur Revision der preußischen Verfassung von 1848. Bismarck's Einwirkung trat bei diesen Verhandlungen sehr stark hervor. Man hat die Reden des Ministers gesammelt. Man sollte nicht säumen, die Reden des Abgeordneten hinzuzufügen. Denn diese Reden, wie sehr sie das damalige Zeitgefühl verletzten, sind reich an glücklichem Humor und an politischen Anschauungen, von denen einige wenigstens, ganz aus der Sache

geschöpft, an Gültigkeit täglich gewinnen. Der Humor ist eine Ader, welche in Bismarck's Reden erst floß, seit er Georg von Vincke, der ihn in einer Rede immerfort als den Abgeordneten der Kurstadt Brandenburg bezeichnete, den Abgeordneten aus dem Sauerland genannt hatte. — Der Mittelpunkt aller damaligen Reden Bismarck's war der Gedanke, daß man die Macht der Entscheidung nicht in eine Versammlung legen könne, die in ihrer Zusammensetzung keine Bürgschaft bietet, daß sie mit ihrem Gefühl und Wollen im Staate steht. Schon damals kam nicht das Wort, aber der Begriff der katilinarischen Existenzen zum Vorschein. Welche Bürgschaft liegt in der Wählermasse, daß sie nicht einmal oder mehrmal eigennützige Demagogen sendet? Mit einer damals keineswegs verbreiteten Kenntniß der wahren englischen Verhältnisse deutete der Redner an, daß das dortige Unterhaus gerade von denen gebildet wird, oder bis zur Reform gebildet wurde, welche den wirklichen Staat, d. h. des Staates Last, Arbeit und Verantwortung dauernd auf den eigenen Schultern tragen.

Diese Anschauung ist seitdem erst umfassend begründet worden und wirkt nunmehr mit der Macht der Wahrheit unwiderstehlich umbildend auf den Gang der deutschen Politik. — Um die Macht der Entscheidung nicht ausschließlich in die zweite Kammer zu legen, forderte Bismarck nicht nur die Permanenz der Steuern, sondern auch die Permanenz der Ausgaben, wenn die Vereinbarung über das Budget nicht zu Stande kommt. Die letztere Forderung wurde nicht erreicht. Auch sie hat seitdem die richtigere Fassung gefunden, daß die beständigen Staatsinstitutionen überhaupt nicht von Budgetbeschlüssen abhängen dürfen, sondern durch perennirende Specialgesetze staatsrechtlich gesichert sein müssen. Als Typus des idealistischen Vertrauens auf die nach möglichen kurzen Verirrungen immer wieder hervortretende Einsicht und stets der Weisheit zugängliche Belehrbarkeit der Massen erschien dem Abgeordneten Bismarck sein damaliger College Beckerath. Er versicherte, nie habe er einen solchen Glauben gefunden, seit er den Candide gelesen.

Er rief Beckerath und dessen Freunden zu: „Sie glaubten der Revolution nach Ihren Wünschen Stillstand oder Weiterschäumen gebieten zu können; Sie wollten sagen wie Mephistopheles: „sei ruhig freundlich Element; aber das Element hat sich vor Ihnen nicht niedergelegt.“ Es sind dies Wahrheiten der treffendsten Art, den damaligen Sprecher bezeichnend, wie den heutigen Minister, und Richtpunkte, die zu benutzen unsere Zeit alle Veranlassung hat. Revolutionäre Bewegungen, welche nicht etwa bloß einen Theil der Staatsordnung, sondern das Ganze erschüttern, entnehmen ihr Maß nie aus den idealen Wünschen, die ihnen als Hebel gedient haben. Sie brechen sich nur am äußeren Widerstand.

Die deutsche Bewegung, deren geläuterten Kern Preußen zu bewahren

verschmähte, endete in Olmütz. Den ohnmächtigen Versuchen, jenen Kern, nachdem man ihn weggeworfen, von den Feinden Preußens nicht zertreten zu lassen, hielt Bismarck die spöttische Leichenrede. Er sagte: „dieser Krieg hätte Deutschland mit Blut und Trümmern bedeckt, und was wäre der Gewinn? Sie würden den Trost haben zu sagen: freut Euch mit uns, Hassenpflug regiert nicht mehr in Kassel.“ Das war freilich stark sophistisch. Niemand wußte besser als der Redner, daß aus kleinen Kriegsanlässen je nach dem Gange des Kampfes sich große Ergebnisse entwickeln. Er empfing die Vergeltung, als ihm 1863 zugerufen wurde: „wir sollen Geld und Blut aufwenden zu einem Feldzug für das Londoner Protokoll!“ Damals, wo er Olmütz vertheidigte, fand er auch, daß mit Unrecht behauptet werde, Oesterreich sei kein deutscher Staat. Er meinte, durch die Beherrschung fremder Nationen höre eine Nation nicht auf, sie selbst zu sein. Er verschwieg nur oder erkannte damals nicht, daß der Theil eines Volkes, welcher über Fremde herrscht, wenn er sich nicht absondern soll, auch den Hauptstock des eigenen Volkes beherrschen muß. Man wollte damals Oesterreich nicht länger in Deutschland haben, weil es mit fremden Völkern verbunden, wenn es die letzteren beherrschte, keine freie Staatsform ertragen konnte, und wenn es die Fremden nicht beherrschte, Fremde zu Mitgebietern in Deutschland machen mußte. Bald sollte der Redner erfahren, daß Oesterreich sich zur Herrscherrolle anschickte, sowohl über die stammfremden Staatsgenossen wie über die deutschen Bundesgenossen.

Bismarck wurde Bundestagsgesandter in Frankfurt. Die großartigen Herrschaftspläne, welche Oesterreich unter dem Fürsten Schwarzenberg verfolgte, waren das logische Ergebniß der Art, wie die deutsche Bewegung von 1848 zwei und ein halbes Jahr später in Olmütz geendet hatte. Die Bewegung hatte offenbart, wie gewaltig, fast ingrimmig die deutsche Nation sich nach einem großen Schauplatz ihrer Kräfte in einem ihre Scheinstaaten zusammenfassenden Gemeinwesen sehnte. Preußen hatte das Verlangen der Nation von sich gestoßen. Wenn Oesterreich dasselbe that, was blieb den Deutschen übrig, wenn sie nicht verzweifeln wollten, als ihre Hoffnung immer wieder an Preußen zu klammern, das doch aus deutschen Elementen zusammengefügt war und eher auf den Ruf der Nation hören mußte, als das fremde Oesterreich. Es war eine ganz richtige Erkenntniß, daß Oesterreich die Rolle des Wiederherstellers der deutschen Macht Preußen nur entreißen konnte, wenn es ihm selbst gelang, sie durchzuführen. Außerdem bedurfte Oesterreich jetzt der Verfügung über Deutschlands Kräfte, um seine mit dem Schwert der Eroberung unterworfenen, stammfremden Staatsgenossen festzuhalten. Es läßt sich nicht errathen, wie Bismarck das Verhältniß zwischen Preußen und Oesterreich auf dem Boden der

wiederhergestellten Bundesverfassung sich gedacht hat. Seinen eigenen Aeußerungen zufolge erinnerte er sich, daß vor 1848 Oesterreich in Deutschland Preußen freie Hand gelassen habe, wie der Zollverein beweise. Dafür war aber die auswärtige Politik Gesammtdeutschlands in Wien gemacht worden und Oesterreich brauchte seine Nationalitäten nicht mit dem Schwert zusammenzuhalten. Die deutsche Nation hatte es gerade mit bitterem Argwohn empfunden, daß ihre auswärtige Haltung nur nach den Gesichtspunkten der wiener Politik bestimmt ward, sofern dem wiener Einfluß in der kleinstaatlichen Welt, zu welcher Preußen in Bezug auf auswärtige Politik damals gehörte, nicht der russische das Gegengewicht hielt. Jetzt wollte man in Wien den Pfad einer stolzen, selbständig mitteleuropäischen Politik einschlagen, ein Reich von 70 Millionen einheitlich nach Außen zusammenfassen; und dieser Wille entsprang durchaus der Situation. Viele wohlmeinende aber kurzsichtige Gemüther wendeten sich damals diesem Gedanken zu, geblendet durch die Großartigkeit des Entwurfs, und versöhnt durch die Hoffnung, daß in diesem Reich der deutsche Genius für's Erste zwar sich nicht frei entfalten werde, aber doch geschützt sei gegen die Zerreißung seines Bodens und gegen die Hemmung seiner materiellen Kraft. Bismarck mußte erkennen, daß Preußen in die Vertheidigung gedrängt war bei einer sehr ungünstigen Lage wider einen des Zieles wohlbewußten Gegner. Denn diese Einsicht darf man sich keinen Augenblick verdunkeln lassen, daß von 1850—1866 Preußen in der Vertheidigung befindlich war, Oesterreich im Angriff. Nicht durch die Stimmung der Cabinette allein, sondern durch die Natur der Sache. Man nehme an, Preußen hätte in dieser Periode immerfort den Willen gehabt, den es nur langsam und schwer fand, das nichtösterreichische Deutschland um sich zu sammeln und Oesterreich aus diesem Deutschland politisch auszuschließen, so hätte es doch nur den Willen der Vertheidigung gehabt. Denn dieser Plan führte nicht dazu, und hat nicht dazu geführt, Oesterreich in seinem Länderbesitz und in der Selbständigkeit seiner Politik zu schmälern. Oesterreich dagegen, wenn es seine Leitung des Bundes zu einer gesicherten Institution machen wollte, konnte dies nur durch Aufhebung der Selbständigkeit Preußens. Es war kaum die Frage, daß der Zweck auf die Dauer nur durch Preußens Zerschlagung erreicht werden könne. — Die kleinstaatliche dynastische Welt stand mit geringen Ausnahmen auf Oesterreichs Seite. Sie durfte immer darauf rechnen, die völlige Verschlingung durch Oesterreich, wie im dreißigjährigen Krieg mit französischer und schwedischer Hilfe, mit ausländischem Beistand abwehren zu können. Eine preußisch-deutsche Einheit ohne Oesterreich schien eine dringlichere Gefahr durch die Stimmung der Nation.

Am 5. April 1852 starb der Träger des Planes zum 70 Millionen-

reich. Bald darauf erhielt Bismarck einen außerordentlichen Auftrag an den österreichischen Hof. Seine Briefe ergeben, daß der Auftrag scheiterte. Es läßt sich nicht errathen, welches Ziel die Verhandlungen in Aussicht nehmen konnten. Ein Staat, der den Glauben an seine Widerstandsfähigkeit völlig zerstört hat, ist nicht in der Lage, dem Gegner, dem er sich unterworfen, Bedingungen für selbständig angebotene Leistungen zu stellen. Der Sieger wird ohne Gegenleistung seinerseits Leistungen des Andern erzwingen zu können überzeugt sein. Jetzt mußte in Bismarck die Einsicht reifen, daß die Selbsterhaltung Preußens von einem Vertheidigungskampf gegen Oesterreich abhing. Es konnte nur darauf ankommen, die Gelegenheit vorzubereiten. Da erkannte er auch als nothwendiges Hilfsmoment des Kampfes die Stimmung der Nation. Er lernte begreifen, daß die preußische Trompete der Weckruf für die deutsche Nation zu neuem Leben sein müsse, und nicht blasen dürfe allein zum Erwerb kriegerischer Ehre für den preußischen Soldaten, wenn die wahre Selbständigkeit Preußens gewonnen werden solle. Unendlich schal kam ihm damals das parlamentarische Leben in Berlin vor, wo eine siegreiche Partei unermüdlich in Triumphen war über einen gefesselten Gegner, „und über diesem Turn- und Exercierplatz vergaß, was zu thun nothwendig ist."

Auch seine Einsicht, selbst wenn er damals schon der leitende Staatsmann in Preußen gewesen wäre, hätte den Bann nicht durchbrechen können. Die Früchte eines wirklichen Sieges muß erst der Sieger zur Fäulniß bringen, bevor der Besiegte sie zerschlagen kann. Die Nachfolger des Fürsten Schwarzenberg hatten den Anspruch, die österreichische Politik im Styl eines 70 Millionenreiches zu führen, ererbt. Aber sie begingen den verhängnißvollen Fehler der Schwäche, im orientalischen Krieg die Welt durch Oesterreichs Undank gegen Rußland in Erstaunen zu setzen, doch zugleich das Ziel des Krieges, die wirkliche Schwächung Rußlands, zu vereiteln, und so den Mißmuth ihrer westlichen Bundesgenossen zu erregen. Von da an begann die Isolirung Oesterreichs, der Boden für Preußens Befreiung.

Es läßt sich annehmen, obwohl keine öffentlichen Zeugnisse vorliegen, daß Bismark den Versuchen der öffentlichen Meinung, Preußen damals in eine feindliche Stellung gegen Rußland zu drängen, mit dem ganzen Aufgebot seines Einflusses widerstanden hat. Preußen hätte davongetragen die Hauptarbeit, den unauslöschlichen Haß des Besiegten, einen schwächenden Lohn, und wie 1813 den schnöden Undank seiner Verbündeten. Aber die gefährliche Befangenheit der öffentlichen Meinung und selbst ernsthafter Politiker war eine Folge der preußischen Haltung von 1848—50. Niemand glaubte noch, daß Preußen selbständig je etwas vollbringen werde. Drei Großmächte schienen gerade genug, es zum Kampf zu geleiten, und

kämpfen sollte es doch, um zu beweisen, daß es noch Anspruch habe zu leben.

III.

Bis 1862.

Napoleon III. eröffnete gegen das isolirte Oestreich den italienischen Krieg. Die Stunde der Befreiung Deutschlands schien gekommen, aber die Kurzsichtigkeit der öffentlichen Meinung und der Irrthum einzelner Politiker wollten, daß Preußen für Oestreich kämpfe. Die Saat, welche Bismarck im April 1849 hatte aussäen helfen, sollte dem Gewandelten noch manche schwere Stunde bereiten. Sowie die Todesfurcht den Angsterfüllten zum Selbstmord treibt, so war es wieder das Mißtrauen in Preußens Kraft, allein zu stehen, welches von ihm den Krieg gegen Frankreich verlangte. Es hatte doch wenigstens Oesterreich zur Seite. Was sollte aus Preußen werden, wenn das geschlagene Oesterreich grollend bei Seite stand? Der Irrthum der Rechnung, durch den Krieg auf der Seite Oesterreichs von Oesterreich frei zu werden, welche den Anschein der Kühnheit hatte, lag in Folgendem. Um die unbequeme Stellung einer Macht dadurch zu beseitigen, daß man ihre Geschäfte führt, dazu muß der negotiorum gestor stärker sein, als der Schützling und dessen Feind zusammengenommen. Das war in jener Zeit Preußen nicht, und konnte es auch während des Kampfes nicht werden. Nach den ersten Siegen über Frankreich hätte uns Oesterreich feindlich im Rücken gestanden, nicht wie heute durch Rußland gehindert, das damals mit Frankreich befreundet war. Bismarck schrieb damals: „Nachdem wir die Last von Oesterreichs Schultern genommen, wird es uns beistehen oder nicht beistehen, soweit sein Vortheil es mit sich bringt. Daß wir eine glänzende Siegerrolle spielen, wird es nicht zugeben." Aber daß wieder eine kostbare Gelegenheit, die Fessel der drohendsten Lage zu zerbrechen, zur Verschlimmerung dieser Lage angewendet werden sollte, wühlte tief in ihm. Aus einer nicht angenommenen, sondern aufrichtigen Hamletstimmung schrieb er: „Wie Gott will! Es ist hier alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen, und das Meer bleibt. Es ist ja nichts auf dieser Erde, als Heuchelei und Gaukelspiel, und ob nun das Fieber oder die Kartätsche diese Maske von Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz oder lang, und dann wird zwischen einem Preußen und einem Oesterreicher, wenn sie gleich groß sind, doch eine Aehnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht; auch die Dummen und die Klugen sehen, reinlich scelettirt, ziemlich einer wie der andere aus; den spezifischen Patriotismus wird man allerdings mit dieser Betrachtung los, aber es wäre auch

jetzt zum Verzweifeln, wenn wir auf den mit unserer Seligkeit angewiesen wären."

Preußen kam nicht dazu, für Oesterreich zu kämpfen. In unbegreiflicher Verblendung suchte Oesterreich plötzlich die Freundschaft Napoleons, gegen den es unter Waffen stand, der ihm doch wenigstens Italien, was er auch mit diesem Lande im Sinne haben mochte, nicht wieder ausliefern konnte. — Die Kriegslust aus Furcht dauerte noch eine Zeitlang in vielen Kreisen Preußens fort. Oesterreichs Zaudern, das auf ein Zerwürfniß zwischen dem neuen Italien und Napoleon III. hoffte, bewahrte Preußen vor einer hoffnungslosen Verschlimmerung seiner Lage. Wenn die Weltenlenkung wieder einmal einen Helden auftreten lassen will, nimmt sie sich die Mühe, die Hindernisse, über welche keine persönliche Kraft hinwegkann, selbst aus dem Wege zu halten. Es verlautete damals, daß Bismarck dem Pseudo-Patriotismus jener Zeit entgegentrete. So wurde die Verläumdung in Umlauf gesetzt, er wolle mit dem Geschenk des linken Rheinufers von Frankreich die Annexion Norddeutschlands erkaufen. Damals schrieb er: „ich habe in der ganzen Zeit meines deutschen Aufenthaltes nie etwas Anderes gerathen, als uns auf die eigene und auf die im Falle des Krieges von uns aufzubietende nationale Kraft Deutschlands zu verlassen." Welche Bildsäulen auch die Nachwelt dem Wiederhersteller Deutschlands errichten möge, auf allen soll dieses Wort stehen: es ist das kostbarste, das er hinterlassen wird, weil es nicht möglich ist, ein besseres auszusprechen.

Es war die Verzweiflung an Preußen, welche sich der Gemüther seit 1849 bemächtigt hatte, die zur Theilnahme am orientalischen, dann am italienischen Kriege trieb, damit Preußen in sicherer Gesellschaft kämpfe und im Kampfe sich wiederfinde. Diesem Anspornen lag die Verkennung einer Wahrheit zu Grunde, über welche Preußen eine große Lehre empfangen hatte. Denn die mangelhaften Früchte des Heldenkampfes von 1813 entsprangen dem damals allerdings unvermeidlichen Uebelstand, daß Preußen in einer Coalition gestritten hatte. Der schlimmste Paroxismus jener Verzweiflung sollte Bismarck auf den Ministerstuhl führen, aber auch die ersten Jahre in den Staatsgeschäften durch einen innern Streit von sehr bedenklicher Natur erschweren.

Schon 1860 war die Maßregel der Heeresreorganisation vor den preußischen Landtag gebracht worden. Die Maßregel ward nicht gutgeheißen, aber die Verdoppelung des stehendes Heeres gleichwohl provisorisch bewilligt. Dasselbe geschah im folgenden Jahre. Das damalige Abgeordnetenhaus hatte nicht den Muth „ja" und nicht den Muth „nein" zu sagen. Es zog vor, die Entscheidung dieser Frage seinem Nachfolger zu überlassen, und beging damit das unverantwortliche Unrecht, das Heer zur Wahlfrage

zu machen. Das schwache Ministerium hatte diesen gefährlichen Ausgang nicht verhindert, obgleich er sehr wohl zu verhindern war. Das Publikum der Wahlen aber war entschieden gegen eine Vergrößerung der Armee. Es war durch die Eindrücke seiner Erfahrungen — und der eigenen Erfahrung folgen, soll ja die beste Weisheit sein — zu dem Glauben gekommen, daß Preußen niemals kämpfen werde. Ganz gewiß nicht allein, denn eine dringendere Aufforderung als 1849 und 1850 konnte nicht gedacht werden; gleichwohl war der Kampf damals um jeden Preis vermieden worden. Dann waren die Gelegenheiten zu Coalitionskriegen 1854 und 1859 abgewiesen worden. Bei absoluter Friedensliebe, bei völligem Mangel an Ehrgeiz, bei völligem Verzicht auf selbstthätige Veränderung seiner politischen Lage, bei der Unwahrscheinlichkeit, daß einem so friedliebenden Staat irgend eine andere Macht aus freien Stücken eine Provinz wegzunehmen versuchen würde, hielt das Publikum eine Vergrößerung der Armee und eine davon unzertrennliche Steigerung der ohnehin schon drückenden Kriegslast für eine unbegreifliche Laune. Das Publikum bedachte freilich nicht, daß die fast funfzigjährige Passivität der preußischen Politik auch eine Folge seiner defensiven Wehrverfassung war. Wieviel von dieser Passivität immerhin an den Personen gelegen hatte, das Publikum hätte bedenken sollen, daß auch für kühnere Neigungen die Umbildung der Wehrverfassung die Vorbedingung zu einem selbstthätigen Handeln war. Aber der Mittelschlag der Menschen glaubt jederzeit erst nachdem er gesehen. Niemand sah in der Heeresreform den Willen zu einer selbstständigen Politik. So entsprang der bittere parlamentarische Kampf. Das Abgeordnetenhaus der Herbstwahlen von 1861 wurde im März des folgenden Jahres aufgelöst, sofort in derselben Zusammensetzung wiedergewählt, und strich im Spätherbst desselben Jahres die Kosten für die Aufrechthaltung der Reorganisation, welche für das laufende Jahr bis auf einen geringen Rest schon ausgegeben waren. Diese Lage führte Bismarck an die Spitze der Staatsgeschäfte.

IV.

Bis 1867.

Es war eine sehr peinliche Lage. Man kann nicht viertehalbhundert Volksvertretern ins Ohr raunen, daß man eine aktive Politik vorbereitet. Wenigstens nicht mit einem solchen Eingehen in die Einzelheiten, welches allenfalls die Ueberzeugung hervorbringt. An allgemeinen Winken ließ es der neue Minister nicht fehlen, aber er wurde behandelt, wie der Czar in in der Oper, der die Maske des Zimmergesellen lüften will.

Ein Abgeordneter verglich in der „Kölnischen Zeitung" Bismarcks Reden mit Sodawasser, welches allenfalls schäumt, aber nicht einmal berauscht.

Die damaligen Volksvertreter waren nicht zu bekehren. Um ihnen zu trotzen, schlug Bismarck den Weg einer mehr als gewagten Verfassungsinterpretation ein. Das Budget, behauptete er, ist ein Gesetz, zu einem Gesetz gehören drei; wenn ein Faktor die Zustimmung versagt, ist kein Budget vorhanden. Der Staat kann nicht stillstehen, in Ermangelung eines Budget verfügt der König über die Staatsmittel.

Die Waffe dieser Interpretation war nicht die einzige und ganz gewiß nicht die beste, mit welcher die Heeresreform gegen den Einspruch der Abgeordneten aufrechtgehalten werden konnte — bis zur Ueberführung des Landes von der Güte der Maßregel.

Ein Minister steht jedoch im Zwange mannigfaltiger Verhältnisse, und es ist ein echt staatsmännischer Zug Bismarcks, daß er den Gegner nie unterscheiden läßt, was aus seiner eigenen Natur kommt, und was ihm durch die Verhältnisse aufgelegt ist. Durch die klägliche Art, wie das Ministerium der neuen Aera sich der Heeresreform angenommen, hatte es die Maßregel, aber auch sich selbst zu Falle gebracht. Bismarck ist der Steuermann, der im Sturm das Extragut nicht über Bord wirft, enthielte es auch nur Nippsachen, sondern die ganze Ladung, die er übernommen, den Wellen entreißt. Damit erreicht er, daß er die Leitung des Schiffes behält.

Jene Interpretation war richtig bis auf den Schlußsatz. Wenn nämlich kein Budget zustande kommt, so muß der Staat, wie er gesetzlich eingerichtet ist, erhalten bleiben. Nimmermehr aber kann die Krone durch Verwerfung des Budgets die Machtvollkommenheit zu den eingreifendsten Neuerungen erlangen. Wenn das Staatswohl solche Neuerungen verlangt und die Zustimmung des Landtags nicht zu gewinnen ist, so müssen die Neuerungen bis zur Bekehrung des Landes durch die Verantwortlichkeit der Minister gedeckt werden. Dazu wird freilich in der Regel gehören, daß die Bekehrung nicht zu lange ausbleibt. Der thatsächliche Gang ist auch bei der Heeresreform kein anderer gewesen. Als die Siege von 1866 das Land bekehrt hatten, verlangte Bismarck Indemnität, d. h. er gab die Theorie auf, daß die Krone durch Verwerfung des Budgets sich jederzeit das unumschränkte Recht zu organischen Neuschöpfungen verschaffen könne.

Die Verfassungstheorie, obwohl nur Mittel zum Zweck, nahm in den Augen der öffentlichen Meinung die Stelle des Kampfzieles ein. So wurde der Streit ein furchtbar erbitterter, er ergriff das theoretische Wahrheitsgefühl, in welchem der Deutsche so stark ist und in welchem sein eigenthümlich nationaler Werth zu einem beträchtlichen Theil beruht. Daß das Schicksal die Gelegenheit zum auswärtigen Kampf herbeiführte, ehe der Verfassungsstreit die giftigsten Früchte gezeitigt hatte, darin zeigte es wieder, daß Preußen nicht unaufhaltsam zurückgehen solle, und daß der jetzt

geschäftsleitende Staatsmann zum Retter bestimmt sei. Zu einer Revolution war die Lage freilich nicht angethan, und wer davon spricht, der besitzt die Kunst, am hellen Tag zu träumen. Wohl aber wäre bei längerer Dauer des Streites die Entfremdung, die Gleichgültigkeit gegen den Staat so eingerissen, daß die Bevölkerung von dem geschichtlichen Genius Preußens niemals wieder hätte können ergriffen werden, was 1866 noch möglich war.

Das erste Jahr von Bismarcks Amtsführung war nicht bloß durch den Verfassungstreit beschwert. Auch die auswärtigen Dinge schienen sich so unglücklich wie möglich anzulassen. Der polnische Aufstand von 1863, dessen Ursprung noch immer ein Räthsel ist, führte zu jener preußisch-russischen Konvention, als deren Urheber Bismarck keinesfalls anzusehen ist. Seine Politik ist stets eine Politik der freien Hand gewesen, und hat aus der freien Hand Kühnheit, Beweglichkeit, Glück geschöpft. Weil das Wort „freie Hand" für eine erfolglose Politik in Anspruch genommen worden, hatte das Publikum mit seinem gewöhnlichen Erfahrungsschluß die Sache stigmatisirt. Bismarck hat sicher seine Laufbahn als Minister nicht damit eröffnen wollen, sich die Hand zu binden. Der nähere Hergang ist nicht aufgeklärt, aber der Minister trat zunächst wieder für ein fremdes Werk ein, welches die Lage diesmal nicht bloß nach Innen, sondern auch nach Außen gefährdete. Wie er die Wirkungen der preußisch-russischen Konvention auf das Ausland in ihren Folgen für Preußen abwehrte, war die erste Probe seiner unvergleichlichen Geschicklichkeit. Die Vorgänge sind im Einzelnen nicht bekannt. Es genügt zu erwähnen, daß eine geistreiche ausländische Feder den ersten diplomatischen Feldzug Bismarcks als ein Meisterstück diabolischer Ueberlegenheit der Welt enthüllen zu können geglaubt hat.

Am Ende des dornenreichen Jahres 1863 starb der König von Dänemark, Friedrich VII. Damit trat für die Elbherzogthümer der Erbfall ein nach einem Recht, welches dort viele Anhänger zählte, von welchem aber Preußen und Oesterreich in den Vereinbarungen von 1852 sich feierlich losgesagt hatten. Die öffentliche Meinung Deutschlands verlangte sofort, Preußen solle von jener Lossagung, die es durch einen europäischen Vertrag bekräftigt, ohne weiteres sich lossagen, und für den augustenburgischen Prätendenten die Herzogthümer erobern. Es war das trefflichste Mittel, der europäischen Coalition, welche schon Anfang 1863 gelegentlich der preußisch-russischen Convention gegen Preußen versucht worden, in der wirksamsten Form zur Geburt zu verhelfen! Bismark eröffnete den Feldzug gegen Dänemark „für das londoner Protokoll". Denn Dänemark hatte seinen vertragsmäßigen Verpflichtungen zuwider durch die Verfassung vom 18. November 1863 Schleswig incorporirt. Die Haltung, mit der er er-

klärte: „es ist ein Gebot der Ehre und der Klugheit, daß wir an unserer Vertragstreue keinen Zweifel aufkommen lassen,“ hätte Jeden, der noch ein geistiges Auge besaß, zeigen können, was der Feldzug „für das londoner Protokoll“ bedeutete. Das preußische Abgeordnetenhaus aber blieb mit dem Eifer der Mittelmäßigkeit in dem sinnlichen Eindruck der Lage befangen. Hätte es damals den Aufschwung finden können, dem König die Zustimmung zu Reorganisation zu gewähren, aber auch die Verantwortung für das Geschick der Herzogthümer auf das Haupt zu laden, so hätte es seine moralische, und in Folge dessen seine verfassungsrechtliche und thatsächliche Macht verdoppelt. Es hätte dem „Parlamentarismus“ eine Pforte in den deutschen Staat gesprengt, die er noch lange suchen und vielleicht niemals finden wird. Der Alltagssinn behält immer nur die Hand auf dem Beutel und auf dem sogenannten Recht. Das Geheimniß, daß man auch Alles gewinnen kann, wenn man im richtigen Augenblick und in der richtigen Weise sich eines Rechts entäußert, ist nur Wenigen begreiflich.

Gegen einen Feldzug „für das londoner Protokoll“ konnte Europa nichts einwenden, und Oesterreich mußte theilnehmen, weil es nicht zulassen konnte, daß Preußen die Geschäfte Deutschlands, wie gut oder schlecht immer, allein besorge. Bismarck gewann die Herzogthümer nach Kriegsrecht für die Sieger in dem Kampfe, den Dänemark durch seine Weigerung, die Vereinbarungen von 1852 seinerseits zu erfüllen, den Contrahenten derselben auferlegt hatte. Vergrößerungen des deutschen Bodens hatte es seit Otto des Großen Zeiten nicht gegeben. Es sei denn, daß die polnischen Theilungen in Betracht gezogen werden sollen, welche mindestens unter sehr bedenklichen Verhältnissen erfolgten. Preußen und Deutschland merkten jetzt wohl, daß Ungewohntes am Staatsruder sich begebe. Die Kunst, mit welcher es gelenkt worden, um eine deutsche Eroberung zu ermöglichen, unter der entschiedensten bald verhehlten, bald offen an den Tag gelegten Ungunst aller fremden Nationen, unter dem geheimen Widerstreben des mitwirkenden Oesterreich, soll einstweilen nur berührt werden.

Es kam die Nothwendigkeit, mit Oesterreich die lange Rechnung zu schließen. Es handelte sich noch einmal um die Möglichkeit einer redlichen Auseinandersetzung. Es handelte sich darum, die Quelle alles Haders zu verstopfen, den gemeinschaftlichen Einfluß Preußens und Oesterreichs in Deutschland aufzuheben, und an seine Stelle einen geographisch getheilten zu setzen. Denn der gemeinschaftliche Einfluß, soweit die Fiktion desselben von Oesterreich angenommen wurde, diente lediglich dem Vortheil Oesterreichs und der Mittelstaaten, und ließ Preußen kaum den unentbehrlichsten Grad der eigenen Bewegung. Eine Theilung des deutschen Einflusses wäre unter den damaligen Umständen, wenn sie gütlich erfolgte, noch immer so ausgefallen, daß Oesterreich den Löwenantheil behielt. Nur in seiner nord-

deutschen Lebenssphäre wollte Preußen frei walten. Diesem natürlichsten Verlangen zufolge mußte es sich eine Stellung in den Herzogthümern sichern. Oesterreich gab dies nicht zu. Es hatte den augustenburgischen Prätendenten anfangs mit Mißtrauen betrachtet, weil es ihm nicht die Kraft einer hinlänglich antipreußischen Politik zutraute. Oesterreich hätte gern in irgend einer Form die Dänen in den Herzogthümern gehalten. Unter dänischer Herrschaft, rechnete man in Wien, werde Preußen aus den maritimen Mitteln der Herzogthümern niemals Nutzen ziehen können. Als der Ausschluß Dänemarks von den Herzogthümern jedoch nicht mehr zu verhindern war, und als die augustenburgische Partei den ausreichenden Grad von Partikularismus entwickelte, verlangte Oesterreich die augustenburgische Souveränetät mit voller bundesmäßiger Selbständigkeit. Preußen hatte die Gefahr und die Hauptarbeit des dänischen Krieges getragen, und sollte einen neuen Kleinstaat, mit so zäh partikularistischer Richtung wie irgend einer, die Hilfskräfte der Gegner Preußens am Bundestage durch eine geographisch einschneidende Position verstärken sehen. Dänemark hatte sich wenigstens nach Möglichkeit den deutschen Dingen ferngehalten. Hier lag die Entscheidung darüber, was Preußen in Deutschland noch ausrichten könne. Sie mußte bei den Waffen gesucht werden.

Daß Preußen die Hand auf die Herzogthümer legte, um seiner Vertheidigungsstellung in Deutschland nicht den letzten Halt zu entziehen, ist einleuchtend. Bei einem völkerrechtlichen Streitfall hat außerdem die Verwerthung der oberflächlichen Anlässe durch die formelle juristische Dialektik ihre Bedeutung. Bismarck weiß diese Waffe zu handhaben. Der Verlauf gestaltete sich so, den Zwischenfall von Gastein und die späteren Abrüstungsverhandlungen außer Betracht gelassen. Die Herzogthümer waren der gemeinsame Erwerb Preußens und Oesterreichs. Es konnte keinem Mitbesitzer zustehen, den Besitz einseitig in dritte Hand zu spielen. Dies that Oesterreich durch die offenbare Begünstigung der augustenburgischen Partei. Um sein Besitzrecht zu wahren, schritt Preußen am 7. Juni 1866 in Holstein ein. In Folge dieses abgedrungenen Einschreitens führte Oesterreich am 14. Juni den Bundesbeschluß herbei, gegen Preußen zu rüsten. Auf diesen bundesrechtswidrigen Beschluß mußte Preußen aus dem Bund austreten, und die seine Grenze unmittelbar bedrohenden Bundesglieder entwaffnen. Darauf hin erklärte Oesterreich den Krieg.

Von den Begebenheiten des Krieges, wie den politischen und militärischen Bedingungen des Ausgangs sind die ersteren hier nicht, die letzteren weiter unten zu berühren. Der Friede von Prag gab Preußen mit der unentbehrlichen norddeutschen Lebenssphäre die Selbständigkeit wieder. Die Verkehrsgemeinschaft mit Süddeutschland wurde durch die Institution des Zollbundesrathes und Zollparlamentes fähig gemacht, den Entfaltungen des

Verkehrslebens zu folgen. Der Verkehrsgemeinschaft trat die Waffengemeinschaft hinzu, beide sich gegenseitig bedingend, aber ebenso noch von periodischer Erneuerung abhängig. Ein durch Umfang und durch Bürgschaften der Dauer wahrhaft staatliches Band zwischen dem deutschen Norden und Süden blieb der Reife des nationalen Willens in Süddeutschland anheimgestellt.

Preußen gewann den staatsrechtlichen Frieden. Es wäre möglich gewesen, die zur Erhaltung der Heeresreform aufgestellte Verfassungstheorie zur Bedingung des Fortbestandes der Verfassung zu machen. Bismarck verhinderte dies.

Frankreich, durch das plötzliche Emporsteigen deutscher Kraft erst betäubt, dann eifersüchtig erregt, forderte zur Beschwichtigung das noch eben dem deutschen Bund angeschlossene Luxemburg. Preußen hatte den Vorsprung vervollkommneter Waffentechnik. Bismarck wies den fast sichern Erwerb des stolzesten Ruhmes zurück, und begnügte sich mit einem billigen Ausgleich, die höchste Selbstbeherrschung und Weite der politischen Berechnung errathen lassend.

Die Institutionen der neugeschaffenen Bundesverfassung bewährten sich durch eine heilsame gesetzgeberische Thätigkeit von so vielseitigem Erfolg, daß fast kein zur Befriedigung reifes Bedürfniß übrig blieb, daß kein Zweifel war, dem voraussichtlich schnellen Erwachsen neuer Bedürfnisse würde die Bundesgesetzgebung rechtzeitig folgen.

V.

Bis 1870.

Die Erfahrung ist alt, daß selbst die wunderbarsten Erfolge dem Lebenden keine dauernde Anerkennung eintragen und wenigstens nicht die Einstimmigkeit des Vertrauens, die den Schritt einer großen Laufbahn beflügeln könnte. „Die größten und augenfälligsten Verdienste wurden geschmäht und angefeindet, die höchsten Thaten wo nicht geläugnet, doch wenigstens entstellt und verkleinert: und ein so schnödes Unrecht geschah dem einzigen, offenbar über alle seine Zeitgenossen erhabenen Manne, der täglich bewies und darthat, was er vermöge; und dies nicht etwa vom Pöbel, sondern von vorzüglichen Männern, wofür ich doch meinen Großvater und meinen Oheim zu halten hatte.“ Diese Beobachtung machte Göthe's Jugend über Friedrich den Großen. Es ist dieselbe, die sich zu allen Zeiten wiederholt. Die „vorzüglichen Männer“ aber, die sich auf die Seite der Schmäher und Verkleinerer stellen, sind nicht die Gegner aus politischer oder sonstiger grundsätzlicher Abneigung, sondern die Ueberklugen. Gegner, die einer feindlichen Strömung angehören, muß der in großen Dingen Handelnde hinnehmen, ja ihre Zahl und Feindschaft sich zur Ehre rechnen.

Viel unbequemer und hinderlicher sind die guten Freunde, denen nichts recht zu machen ist, die trägen Zuschauer, die die Weltbühne als ein Unterhaltungsstück ansehen und jeden Auftretenden sogleich satt bekommen, wenn er ihnen die Erfolge nicht unaufhörlich an den Kopf schleudert. Die Gesellschaft dieser Ehrenwerthen ist leider zu allen Zeiten sehr zahlreich gewesen und nicht minder haben sie größtentheils die Kritik, in der sie sich aus Ueberklugheit und Blasirtheit gefallen, stets mit dem Quell der schönsten Gesinnungen zu rechtfertigen gewußt. Was Göthe über das Verhalten derselben gegenüber poetischen Werken sagt, das gilt ebenso von ihrem Benehmen gegen politische Thaten. Die Kritik, welche Bismarck nach den überraschenden Erfolgen von 1866 erfuhr, kann man nicht besser schildern als Göthe das Verhalten gewisser Leser nach dem überraschenden Eindruck seines Jugendwerkes. „Sie leben in dem Wahn, man werde, indem man etwas leistet, ihr Schuldner, und bleibe jederzeit noch weit zurück hinter dem, was sie eigentlich wollten und wünschten; ob sie gleich kurz vorher, ehe sie unsere Arbeit gesehen, noch gar keinen Begriff hatten, daß so etwas vorhanden oder nur möglich sein könnte."

Wer hatte sich in den Jahren 1850—1866 träumen lassen, daß es gelingen könne, Oesterreich binnen wenigen Wochen aus Deutschland hinauszuschlagen, wer sich träumen, daß Preußen fünf Staaten des alten deutschen Bundes und außerdem das niemals zum Bunde gehörige Schleswig, unter den Bundesstaaten die so wichtige nordalbingische Halbinsel und die ganze Verbindungsregion zwischen Preußens Ost- und Westprovinzen in wenigen Wochen sich einverleiben könne? Wer hätte sich träumen lassen, daß dies möglich sei ohne schwer zu fühlende Einmischung des Auslandes, ohne blutige Abwehr derselben vielleicht auf der einen Seite, ohne schmerzlichen Loskauf vielleicht auf der anderen Seite? Dies alles war geschehen. Aber die Klugen, die wenige Wochen vorher den Versuch des Unternehmens für Tollkühnheit des Wahnsinns erklärt hatten, zeigten sich alsbald unbefriedigt, daß nicht auch Sachsen einverleibt worden, daß nicht sogleich ein ganz Deutschland umfassender Bund gegründet, daß für die Abtretung der nördlichsten Distrikte Schleswigs eine Möglichkeit eröffnet war.

Bismarck hat es für eine schwerste Aufgabe der Staatslenkung erklärt, die wirklich sichere Tragweite eines Sieges abzuschätzen. Es ist ja möglich, daß bei den Verhandlungen, welche dem Frieden von Prag vorausgingen, die eine oder die andere Beschränkung noch hätte abgewendet, der eine oder der andere Vortheil noch hätte erlangt werden können. Aber jene Klugen sind allzu klug, um zu wissen, daß der Sieger beim Friedensschluß nicht blos zu erwägen hat, was er an augenblicklichen Zugeständnissen erreichen kann. Wichtiger ist die Erwägung, ob die Höhe, welche

die Zugeständnisse erreichen, nicht eine überschnelle Reaktion hervorruft, und ob der Sieger in der Lage ist, einer solchen Reaktion, die sich weit über das Lager der Besiegten auf Alle ausdehnen kann, die der Sieg überraschte, erfolgreich gegenüber zu treten. Diese Rechnung ist etwas schwieriger, und wer sie überhaupt anzulegen versteht, dessen Ergebniß wird heute und später wahrscheinlich mit demjenigen übereinstimmen, nach welchem Bismarck gehandelt.

Wieder einmal war die Kritik überrascht, als die Bündnißverträge mit Süddeutschland vom August 1866 ein Jahr später an das Licht traten. Und als die Note vom 7. September 1867 nach dem Besuch Napoleons in Salzburg so stolz die Unabhängigkeit der deutschen Nation in der Gestaltung ihrer inneren Verhältnisse verkündigte, da überkam die Deutschen wieder einmal das Gefühl, wie es einen Moment nach dem Abschluß des vorjährigen Krieges geherrscht hatte, was Deutschland jetzt sei und durch wen es dahin gekommen.

In der luxemburger Frage hatte sich die bloße Kritik nicht sogleich hervorgewagt. An Tadlern hatte es zwar nicht gefehlt, noch an heuchlerischen Klagen, daß wieder ein Land für Deutschland verloren gegangen. Als ob wir nicht Schleswig gewonnen gehabt hätten, als ob Luxemburg seit 1815 im Ernst unser gewesen wäre, als ob sein einziges wirkliches Band mit uns, der Zollverein nicht fortbestanden hätte! Aber jene Vorwürfe kamen aus dem Lager der Gegner um jeden Preis. Die klugen Freunde waren anfänglich still. Sie schüttelten höchstens das Haupt, warum die militärische Ueberlegenheit Preußens gegen Frankreich bei dem Anlaß nicht ausgebeutet worden. Sie ließen indeß gelten, daß hinter dieser Unterlassung ein besonderer Gedanke sich verborgen haben könne. Freilich nur, um dieses halbe Zugeständniß sogleich wieder zurückzunehmen, als die Lage zwischen uns und Frankreich auch für die Oeffentlichkeit wieder im drohenden Licht erschien.

Es kamen zunächst stille Zeiten, wenigstens solche, die äußerlich den Anschein der Stille hatten. Das sind die Perioden der Kritik, und sie säumte nicht, sich zu rühren. Bald hieß es: „der Bundeskanzler ist fertig mit seinem Witz, er hat sein Pulver verschossen, sein Temperament ist müde, weil er krank ist, oder er ist krank, weil er sich ausgegeben hat. Er steht nur noch auf der Defensive, er will nichts weiter, als den Gewinn von 1866 erhalten. Er ist ängstlich besorgt, sein Werk keiner Gefahr auszusetzen. Aber das Werk ist so unvollkommen nach Innen und so unabgeschlossen nach Außen, daß es keinen Halt hat. Im Grunde ist der Bundeskanzler kein Staatsmann, für den Frieden und die regelmäßige Staatsarbeit nicht angelegt, sondern nur für eine kühne Aktion, die er geleistet und sich zugleich darin erschöpft hat.“ Bei solcher Sprache mußte

die Kritik es für hohe Zeit halten, sich an die Stelle des Bundeskanzlers zu setzen. Die praktische Opposition regte sich wieder. Man begann zu drängen und zu närgeln, zu hemmen und zu drohen. Man drängte wegen der Ostseeprovinzen und wegen der Aufnahme Badens in den Nordbund. Man närgelte wegen Luxemburg. Man hemmte bei der Eröffnung von Einnahmequellen für den Bund. Man drohte mit Herabsetzung der Friedenspräsenzstärke des Bundesheeres nach Ablauf des Jahres 1871. Freilich war es sehr unlogisch, zugleich die Heeresverminderung und den Bruch mit Frankreich und seinen möglichen Bundesgenossen zu fordern, als die man Oesterreich und Italien betrachten mußte. Aber die politische Logik hört überhaupt auf, wenn aus demselben Munde neben der Heeresverminderung nicht nur der Bruch mit Frankreich, sondern auch mit Rußland durch Einmischung in die Angelegenheit der Ostseeprovinzen gefordert wurde. — Die Wahlen zum zweiten Reichstag des norddeutschen Bundes nahten heran mit der besten Aussicht auf einen Konflikt zwischen dem Bundeskanzler und den Richtungen des Liberalismus, in denen jene Kritik geübt wurde, Richtungen, welche unter den stimmführenden Anhängern liberaler Meinungen weitaus die Mehrzahl bildeten. Und dennoch arbeitete die Bundesgesetzgebung mit seltener Energie und Fruchtbarkeit. Aber das schien dem Liberalismus nicht zu genügen. Die konservative Partei ihrerseits schien geneigt, den staatlichen Zielen, welche die preußische Regierung unter dem Anstoß des Bundeskanzlers als des gleichzeitigen Leiters derselben durch Reformen der preußischen Verwaltung, den Doktrinen und Liebhabereien des Liberalismus lange nicht genug thuend, anstrebte, durch Ausgebung rein gesellschaftlicher Losungen, wie den Schutz des Grundbesitzes vor weiteren Lasten, entgegen zu arbeiten.

Während die öffentliche Meinung, einen Augenblick sich selbst überlassen, wie immer einer rath- und hilflosen Verwirrung entgegen steuerte, hatte Bismarck das schwerste diplomatische Spiel gespielt, gespielt und gewonnen, von dem vielleicht die Geschichte der Diplomatie berichtet, ein Spiel, dessen Gewinn den unvergleichbaren Meisterzügen der militärischen Strategie des Jahres 1870 allein den Boden sicherte. Deutschland — so lehrt uns der Augenschein, der Jedem vorliegt, der uns oft zur Zaghaftigkeit niederdrückt, den wir aber seit vier Jahren leichtsinnig glaubten vergessen zu können — liegt mit allseitig schutzlosen Grenzen zwischen den stärksten Militärmächten Europa's. Der Sieg von 1866 schuf uns ein grollendes Oesterreich, ein neidisches Frankreich, ein von unserer ungewohnten Stärke beunruhigtes Rußland. Ahnungsvoll hatte Bismarck nach dem Frieden von 1866 gesagt: „das war der erste schlesische Krieg unseres Jahrhunderts, der zweite wird folgen; hüten wir uns, daß nicht der dritte, der siebenjährige gegen die vereinigte Militärkraft von ganz Europa folgt.“

In allen Lagern, in dem der Besiegten, wie in dem der Neutralen, gährte es, arbeitete es nach einer Coalition — einer Coalition, um die plötzlich emporgeschlagene Flamme preußischer Größe zu zertreten, die Allen so unheimlich ins Gesicht leuchtete. Es gab überall auch Solche, die zu der Flamme freudig aufblickten, aber der Instinkt der Mehrzahl fühlte Abneigung und Erschrecken. In Oesterreich waren solche Empfindungen am natürlichsten, und doch regte sich hier überraschend schnell und wirksam bei der deutschen Bevölkerung der Instinkt, daß deutsche Kraft über undeutsche Elemente, über ein antideutsches Ziel, über eine Verschwörung gegen den deutschen Genius gesiegt habe, daß dieser Sieg, anstatt die Deutsch-Oesterreicher zu schädigen, ihnen die Rettung ihrer besten Lebensgüter bringen werde. Aber noch lange nicht konnte dieser in der Bevölkerung erwachende Instinkt als maßgebend für die Haltung des Staats angesehen werden. — Die maßlose Ueberhebung des französischen Nationalcharakters nahm den Sieg Preußens als eine Beleidigung auf, weil es ein Sieg war, der Frankreich nicht gehörte, gleichviel gegen wen und aus welchen Ursachen er erfochten worden. Bei erklärter Bundesgenossenschaft ihres Landes hatte ein Theil der Staatsmänner Italiens eine unschöne Rolle gespielt. Was dieselben an Preußen und am eigenen Volke verschuldet, suchten sie, wie alle Falschen thun, durch unbegründete Vorwürfe zu rechtfertigen. Zudem suchten die konservativen Parteien dort ihren Halt an dem napoleonischen Kaiserthum; der romanische Instinkt begann die deutsche Größe zu fürchten, sobald sie eine Wirklichkeit zu werden schien. In Rußland hatte sich seit dem niedergeschlagenen Aufstande Polens im Jahre 1863 ein nationaler Fanatismus entwickelt, der mit unwilligem Befremden eine seinem Wesen tief entgegengesetzte, für überlebt und unkräftig gehaltene Cultur eine politische Organisation von ungeahnter Stärke gewinnen sah. Besonnenheit und unbefangene Bildung urtheilten dort anders, und sie herrschten in den höchsten Regionen. Aber auch in diesen Regionen hatte der Fall der Welfendynastie an einer Stelle gereizt. England, das seine Abneigung uns jahrelang so ungeberdig hatte fühlen lassen, begann plötzlich unsere Stärke zu achten und einen nützlichen Bundesgenossen in uns zu sehen. Aber auch hier wirkte in den Staatsmännern der Nachklang beleidigter Eitelkeit bei der Niederlage in dem deutsch-dänischen Streit, wirkte in noch höherer Region bis zu einem gewissen Grade der Sturz des hannöverschen Königshauses, als einer nächst verwandten Linie. Der Haß Dänemarks, das Mißwollen Schwedens bedürfen keiner Hervorhebung. Lagen nicht überall die wirksamsten Karten, die eine Deutschland feindliche Staatskunst nur hervorzuziehen und zu sammeln brauchte? Dies zu verhindern, war die Aufgabe der deutschen Staatskunst.

Zunächst forderte diese Aufgabe die Entschädigung der depossedirten Fürsten, um den feindlichen Einfluß derselben im Ausland zu beschwichtigen, oder, wenn dies nicht gelang, doch ihre Freunde im Ausland zu entwaffnen. Wie sehr dieses Mittel erschwert und nach der Gewährung immer wieder bekritelt worden, ist noch nicht vergessen.

Das Jahr 1868 verging unter äußerer Ruhe bei diplomatischen Feldzügen und drohenden Aussichten. Der Versuch Napoleons III., die Anwesenheit des Kaiser Alexander bei Gelegenheit der pariser Ausstellung von 1867 zu benutzen, um den Kaiser gegen Preußen einzunehmen, war freilich mißglückt, und bei der Zusammenkunft in Salzburg mit dem Kaiser von Oesterreich erschien dem französischen Herrscher die Kraft Oesterreichs zum sofortigen Beginn eines gemeinsamen Angriffs auf Deutschland nicht hinreichend. Aber er nahm die politische Vorbereitung des Krieges für das folgende Jahr in die Hand. Spanische Truppen sollten die französische Besatzung in Rom ersetzen, Italien sollte zur Theilnahme am Kriege gegen Deutschland durch den Preis von Rom oder doch des dem Papst noch gebliebenen Gebietes bewogen werden, die Mitwirkung Oesterreichs, vielleicht auch der skandinavischen Staaten war selbstverständlich. Da kam die spanische Septemberrevolution. Wie aus Einem Munde rief Frankreich: „siehe die Hand des Herrn von Bismark; la france de nouveau bismarcquée!" Das Wort: „voilà ma planche de salut" wurde in ganz Frankreich dem deutschen Minister in den Mund gelegt.

Die allgemeine Stimme Frankreichs bewies jedenfalls, daß die französische Politik sich des isabellinischen Regimentes in ihrer Angriffsmaschinerie hatte bedienen wollen, und daß das Glied, das plötzlich zerbrach, bei dem vorbereiteten Angriffsplan für unentbehrlich gehalten worden. Die Menschen entschließen sich schwer, bei Ereignissen, die den Werken von ihresgleichen zu Gute kommen, nicht an deren Veranstaltung zu glauben.

Das Jahr 1869 brachte die Erneuerung des gesetzgebenden Körpers in Frankreich mit so bedrohlichen Symptomen bei den Wahlen, daß der Kaiser jene große Verfassungsänderung einleitete, in der wohl ganz Europa, vielleicht mit Ausnahme des deutschen Kanzlers, den Anbruch einer Aera der Freiheit und des Friedens erblickte. Allein in demselben Jahre, in welchem dieses Trugbild erschien, hatte der Kaiser einen der vertrautesten Genossen seiner Thaten, den General Fleury als Botschafter nach Petersburg gesandt, zu keinem andern Zweck als dem, das Mißtrauen des russischen Hofes gegen das Wachsthum der preußischen Macht anzufachen und eine russisch-französische Annäherung herbeizuführen. Schon mit der bloßen Neutralität Rußlands hätte die napoleonische Politik Oesterreich zum sicheren Bundesgenossen gehabt und des spanischen Druckes auf Italien entbehren können. Das Ergebniß dieses diplomatischen Feldzuges war am

Ende des Jahres die Verleihung des Großkreuzes des Sanct-Georgenordens durch den Kaiser von Rußland an den König Wilhelm, erläutert durch den bekannten Trinkspruch des Herrn von Oubril. Die vertraulichen Verhandlungen, welche zu diesem Ergebniß geführt, sind unbekannt. Wer aber glaubt, dasselbe sei der deutschen Politik als eine von selbst gereifte Frucht in die Hand gesunken, der bewahrt ein kindliches Urtheil in den Dingen dieser Welt.

Das Jahr 1870 brachte zunächst den Abschluß der napoleonischen Verfassungsreform, unerbeten begleitet von den nachdrücklichsten Friedensbetheuerungen, als spräche das Werk nicht laut genug. Als jedoch der Herzog von Gramont, bis dahin französischer Gesandter in Wien, den Marquis de Moustier im auswärtigen Ministerium ablöste, wird der deutsche Staatsmann über den Entschluß der Tuilerien, die deutsch-französische Frage durch Biegen oder durch Brechen zu beendigen, nicht in Zweifel gewesen sein. Es kam nicht zum Biegen, sondern zum Brechen, aber schon vor dem Krieg war die französische Hülfsmaschinerie zerbrochen: Oesterreich und Skandinavien durch Rußland zur Neutralität gehalten, die italienische Regierung durch die Aussicht auf den Widerstand ihrer nationalen Aktionspartei, sowie durch Oesterreichs fehlende Unterstützung. So kam dieser Krieg, der, noch nicht beendigt, durch seine Wunder wie ein Märchen hinter uns liegt, an das wir Mühe haben zu glauben. Während seine Lösungen uns noch spannen, hat er dem deutschen Volke bereits die lang erstrebte, aber schwer geglaubte, auch als sie theilweis schon gegeben war noch immer schwer geglaubte Einheit, hat ihm Kaiser und Reich gebracht; zudem die sichere Aussicht auf den Wiedererwerb der vor zweihundert Jahren verlorenen und ebenso lange für unwiederbringlich angesehenen Grenzlandschaft, die, so tief mit dem deutschen Leben und seinen theuersten Erinnerungen verwachsen, durch ihren Verlust einen ebenso hoffnungslosen als unauslöschlichen Schmerz erweckte.

Die Thaten des Heeres und der Führer in diesem Kriege können nie aus dem erhebenden Andenken des deutschen Volkes verschwinden und nie aus der Kenntniß der Völker, denen Deutschlands Größe in Zukunft zum Segen oder zur Strafe fühlbar wird. Aber wir fragen: wem verdankt es Deutschland, daß seine Kriegführung bis zum Ende verschont blieb von der Hemmung eifersüchtiger oder nach dem schiedsrichterlichen Lorbeer dürstender Neutralen? daß jede Gelegenheit zu solcher Einmischung mit nie verlegener Gewandtheit, mit nie vermißtem Nachdruck abgewehrt wurde? Wir fragen: wer hat das deutsche Volk auf die Höhe der Pflicht gegen sich selbst erhoben, zu der es die Siegesgarbe dieses Krieges berechtigte? Wir Deutsche sind nach Bismarcks Wort ebenso leicht berauscht, wie verzagt, und überschätzen dann die Tragweite unseres Dürfens und Müssens.

So geschah uns 1866, wo uns der Uebergang von Hoffnungslosigkeit, von willkürlicher Verzweiflung zu den staunenswerthesten Erfolgen um das natürliche Gleichgewicht gebracht hatte. Im Jahre 1870 war die Siegeshoffnung weit allgemeiner, als das Gegentheil. Aber ebenso verbreitet war die Nüchternheit der Unproductivität. Wer von Rücknahme des Elsaß und Lothringens sprach, galt für einen Fantasten. Wie durften wir uns Frankreich zum ewigen Feind machen, wie uns Landschaften zurückeignen, deren Bewohner nichts mehr von uns wissen wollten? Da kamen die Erlasse an die norddeutschen Vertreter bei den neutralen Regierungen aus Rheims vom 13. September und Meaux vom 16. September 1870. Eine stolzere Sprache ist bis jetzt nie im Namen der Deutschen geführt worden, und es ist nicht der Stolz der Ueberhebung, sondern der Stolz der Pflicht, der aus diesen Erlassen spricht, die produktive Nüchternheit, welche der Wahrheit ins Auge blickt, wofür ihr gegeben ist, auch die letzte Nebelhülle um den einfachen Kern der Dinge verschwinden zu machen. Wie Wenigen ist es gegönnt, diesen Kern frei zu legen und als das Gesetz ihres Handelns der Welt vor Augen zu stellen! — Wir fragen endlich: wer hat die Wiederherstellung des deutschen Reiches nach einem fünfmonatlichen Feldzug, während die deutschen Heere noch kämpfen, ins Werk gesetzt? Gehörte dazu nicht die gleiche Entschlossenheit im Gewähren wie im Durchsetzen, das nie verfehlende Treffen des richtigen Momentes, wie die stete Verfolgung der entscheidenden Linie?

VI.

Bismarck und Napoleon III.

Als Bismarck seine Lehrjahre geschlossen hatte und zur selbständigen Rolle sich anschickte, da begann sich um ihn der Ruf zu verbreiten, er wolle in Napoleons Fußtapfen treten, der damals — 1859 — auf der Höhe seiner Laufbahn stand. Es wurde viel gefabelt von Bismarcks Absicht, der deutsche Cavour zu werden, das heißt, die ausweglose deutsche Frage mit napoleonischer Hülfe um hohes Lösegeld, wie der große Italiener mit der Frage seines Vaterlandes gethan, zum Austrag zu bringen. Wir haben bereits erwähnt, wie Bismarck diese Andichtung zurückwies.

Bismarck ist weder Napoleon noch Cavour geworden, sondern er selbst. Aber es wäre eigensinnig, den historischen Grundzug zu verkennen, den er vom europäischen Standpunkt mit jenen Männern gemein hat.

Die Geschichte Europa's von 1815 bis 1870 ist nichts Anderes als die Arbeit, das mechanische Pfuschwerk der wiener Verträge zu zerstören und die natürliche Ordnung der europäischen Staatenwelt an seine Stelle zu

setzen, welche die eigennützig beschränkten, materialistisch denkenden und furchtsam fanatischen Urheber jener Verträge nicht einmal begreifen, geschweige denn hervorbringen konnten. Bis 1848 arbeitete die Reaktion gegen jene Verträge mittelst elementarer Zuckungen der Völker, die sich, die Ursache ihrer traurigen Zustände unvollkommen begreifend, in wesenlosen Idealen ergingen und diesen hier und da sogar zu einem Scheinleben verhalfen. Es wird das Verdienst Napoleon III. bleiben, das ihm kein Fehler und keine Niederlage rauben kann, die Zerstörung des politischen Systems in Europa, dessen Ausdruck die wiener Verträge waren, zuerst mit den Mitteln der Staatskunst und in großem Style begonnen zu haben. Er wollte freilich das neue System Europas auf seine Weise einrichten, und mußte lernen, daß die Elemente, mit denen er für seine Zwecke bauen wollte, sich seiner Hand nicht fügten, sondern ihren eigenen naturgemäßen Lauf suchten. Schon das einheitliche Königreich Italien hatte nichts weniger, als in Napoleons Plan gelegen. Aber er konnte nicht nach Willkür, nachdem er den österreichischen Druck von Italien genommen, diesem Volke den Weg vorschreiben. Hätte er dies mit Gewalt versuchen wollen, so hätte er sich einen erbitterten Feind erzogen, wo er sich einen dankbaren Anhänger gewinnen wollte, und bei seiner in Europa fortdauernd isolirten Stellung zu gewinnen allen Grund hatte. Die Zerstörung der wiener Verträge vollzog sich also hier in dem Maße, aber der Ersatz gestaltete sich nicht in der Weise, wie Napoleon gewollt. Dies war das große Verdienst, welches Cavour sich um sein Vaterland erwarb. Das schmerzliche Lösegeld aber, welches Italien für Napoleons Hülfe zahlen mußte, konnte der große Staatsmann seinem Vaterlande nicht ersparen. Ebensowenig konnte er den verlangsamenden Einfluß der napoleonischen Politik auf den Gang der Wiederherstellung Italiens abwerfen. Er mußte sterben und sein Land unter der Fessel dieses Einflusses unsicher daherschreiten sehen.

Wie weit ist etwas Aehnliches bei der Wiederherstellung Deutschlands vorgegangen? Den Fortbestand des Deutschlands der wiener Verträge hat Napoleon nicht gewollt, weil er ihn mit der napoleonischen Stellung in Europa, wie er sie sich dachte, unvereinbar fand. Ohne dieses Bedürfniß, das Deutschland von 1815 durch irgend ein Mittel zusammenbrechen zu lassen, hätte die Umwandelung, als sie endlich erfolgte, sich nicht so vollziehen können, wie sie sich vollzogen hat. Andere Wege, andere Mittel wären nöthig gewesen. Wir sagen nicht, daß dieselbe Genialität, welche das Bedürfniß Napoleons nach der Zerstörung des alten Deutschland für die wahre Herstellung Deutschlands verwendet hat, gegebenen Falls nicht andere Bedürfnisse hervorzulocken, andere Nothwendigkeiten als Mittel zu benutzen verstanden hätte. Aber so, wie die Dinge gekommen sind, hat uns dieses Bedürfniß seine Dienste leisten müssen.

Napoleon, Cavour, Bismarck sind die Zerstörer der Schöpfung des wiener Kongresses, aber Bismarck ist der Zerstörendste unter den Dreien geworden. Indem er den Ersatz für das zerstörte Deutschland von 1815 aufrichtete, hat er auch wie im Vorbeigehen das mühsam angelegte, aber noch unfertige Werk seines Vorgängers zerstört. Unter den Arbeitern an dem Gesammtwerk der Neubildung Europas hat derjenige Fortsetzer, der wahrscheinlich der größte bleiben wird, den Anfänger gestürzt, der gern noch auf seine Weise mitgearbeitet hätte. Daß der Vollender oder Erweiterer den Anfänger beseitigt, ist eine Erscheinung, die sich in der Geschichte oft wiederholt. Wenn darin eine Art von Undank liegt, so ist es doch kein persönlicher Undank. Der Weitergehende thut, was er muß, was er dem Werke schuldig ist, und der Anfänger hat nicht für seinen Nachfolger arbeiten wollen, daher auch keinen Dank von diesem zu beanspruchen. Dennoch gewährt die Frage eine hohe Anziehung, ob Napoleon um Deutschland und um Bismarck irgend eine Art von persönlichem Dank verdient hat; ob ihn Undank getroffen hat, wenn auch ein nothwendiger, oder ob wir uns nur eines Feindes erwehrt haben, der nie etwas Anderes gewesen ist.

Die napoleonische Idee der Rekonstruktion Europas hat bei verschiedenen Gelegenheiten ihre Umrisse stückweise an den Tag treten lassen, so daß es nicht mehr allzu gewagt ist, das Ganze nachzuzeichnen.

Oesterreich mußte aus Italien gedrängt werden, damit Italien unter französischen Einfluß komme, aber wohlgemerkt zusammt dem Papstthum, welches das vornehmste napoleonische Machtmittel werden sollte. Daher durfte das Papstthum innerhalb Italiens nichts verlieren, seine Stellung auf diesem gewissermaßen heimischen Boden vielleicht theilweis geändert, aber durchaus nicht gemindert sehen.

Was Deutschland betrifft, so sollte Preußen vergrößert, abgerundet werden, aber zugleich vom Rhein entfernt. Preußen sollte, auf den Norden Deutschlands beschränkt, sich innerhalb seiner Grenzen genügen, und geographisch so gestellt werden, daß es sich allenfalls selbst genügen könne. Schlesien hätte die napoleonische Idee gern wieder österreichisch gesehen. Diese Provinz war ja katholisch und ein altösterreichischer Besitz. Oesterreich mußte für die italienischen Verluste entschädigt werden, denn in der napoleonischen Idee war auf die Freundschaft zwischen Frankreich und Oesterreich, als der Pfeiler des Katholicismus, wenn des letzteren italienischer Groll überwunden sein würde, stark gerechnet. Das eigentliche Deutschland, wie die französische Publicistik sich gern auszudrücken pflegt, d. h. die westlichen, südlichen und mittleren Landschaften Deutschlands, war in der napoleonischen Idee als mittelbares französisches Gebiet, d. h. als zeitgemäße Gestalt des Rheinbundes gedacht. Wie viel deutsches Gebiet

je nach dem Lauf der Dinge unmittelbar mit Frankreich zu vereinigen sei, blieb vorbehalten. Napoleon scheint lange geglaubt zu haben, Preußen zur freiwilligen Annahme der ihm zugedachten Rolle bewegen zu können. Schon bei der ersten Anknüpfung, die er während seiner Präsidentschaft in Berlin durch Persigny suchte, mögen solche Fragen gefallen sein. Desgleichen bei der Vorbereitung des italienischen Krieges, wo es Napoleon darauf ankam, sich der preußischen Neutralität zu versichern, ohne daß dies gelang. Die Zusammenkünfte in Baden 1860, in Compiegne 1861, beide durch Napoleon veranlaßt, haben immer dasselbe Ziel verfolgt, womit nicht gesagt werden soll, daß der Kaiser auch nur bei einer derselben dazu gekommen sei, seinen Plan mit dürren Worten zu entwickeln. Daß er aber in jener Zeit schon an diesen Plan gehangen, beweist unter Anderem eine von Herrn Edmund About, dem jetzt abgefallenen Hofpublicisten, im Jahre 1860 verfaßte Broschüre, welche die in Deutschland damals herrschende Besorgniß vor einem französischen Angriff beschwichtigen sollte. Hier ist der Plan mit einigen natürlichen Weglassungen ziemlich deutlich ausgedrückt.

Es ist merkwürdig, daß gerade im Jahre 1862, als Bismarck an die Spitze des preußischen Ministeriums trat, Napoleons Haltung gegen Preußen anscheinend kälter wurde. Dies ist zugleich die beste Widerlegung der vielfach gehörten Behauptung, als habe Bismarck in Unterhaltungen, die seinem Eintritt in das Ministerium vorausgingen, Hoffnung gemacht, daß er dereinst den napoleonischen Anmuthungen die Pforten in Preußen öffnen würde. Napoleons damaliges Benehmen ist aber so zu erklären. Cavour war 1861 gestorben. Napoleon betrieb unablässig, wiewohl ohne Ergebniß, den Verkauf Veneziens in Wien. Uebrigens bot er Alles auf, mit Oesterreich ein enges Bündniß einzugehen. Die Verleitung des unglücklichen Erzherzogs Maximilian zum Ergreifen der mexikanischen Kaiserkrone gehört in dieses System. Sardinien würde für den Erwerb Veneziens wahrscheinlich haben Neapel herausgeben und auf Rom endgültig verzichten müssen. Um diesen Preis sollte die Aussöhnung des Papstthums mit Viktor Emanuel und seiner Regierung bewirkt werden. In der Thronrede vom Herbst 1862 wurde Oesterreich der Gegner Eines Tages genannt. Napoleon glaubte also den Weg gefunden zu haben, ohne den guten Willen Preußens, ja gegen dasselbe seine Pläne durchzusetzen. Daß seine Gedanken damals von dieser Art waren, bewies er sogleich im folgenden Jahr bei dem Ausbruch des polnischen Aufstandes. Kaum war die unglückliche Februarconvention zwischen Preußen und Rußland abgeschlossen, als Napoleon den Versuch machte, mit England und Oesterreich und, wenn es angegangen wäre, mit ganz Europa gegen Preußen und Rußland anscheinend zu Gunsten Polens anzugehen, in Wahrheit jedoch mit der Ab-

sicht, Rußland wohlfeilen Kaufes davon zu lassen, Preußen aber für die lange Sprödigkeit zu strafen und wo möglich um die Rheinprovinz und um Schlesien zu bringen. Wo nun also der Grund zu der Dankbarkeit liegen soll, die Preußen und insbesondere Bismarck dem Kaiser Napoleon schuldig geworden, ist schwer erfindlich. Es war vielmehr ein sehr übelwollender Gruß, welchen Napoleon dem kaum zur Leitung des preußischen Ministeriums berufenen Bismarck sofort bereitete. Napoleon mußte freilich die Erfahrung machen, daß weder mit der englischen, noch mit der österreichischen Bundesgenossenschaft etwas Ernstliches anzufangen war. Die polnische Frage verlief auf eine für Napoleon höchst beschämende Weise im Sande, und die prahlerische Berufung an einen europäischen Kongreß in der Thronrede von 1863 war doch nur der nothdürftige Deckmantel eines nichts weniger als ehrenvollen Rückzuges. Als am Ende desselben Jahres durch den Tod des Königs Friedrich VII. von Dänemark der deutsch-dänische Streit in ein neues und viel ernsteres Stadium trat, als alle bisherigen, ergriff Napoleon allerdings die Gelegenheit, Preußen die Wege zu bahnen. War das aber uneigennützige Freundschaft, welche zum Danke verpflichtete?

Das Unternehmen, die Elbherzogthümer von Dänemark zu lösen, war für Preußen ein sehr gefährliches. Dies erklärt auch Bismarcks anfängliche Abneigung, seine thätige Rolle in der europäischen Politik mit der Aufnahme dieser Frage zu beginnen. Hier standen England, Rußland, Oesterreich aus verschiedenen Gründen, aber mit demselben Grade des Interesses gegen Preußen. In Frankreich gab es wenigstens eine Schule von Staatsmännern, die bis heute nicht aufgehört hat, zu betonen, daß Dänemarck Frankreichs alter Alliirter, daß die Dänen die Franzosen des Nordens und Demokraten, daß Frankreichs Interesse überdies den Schutz der kleinen Staaten gegen die Völker erheische, die Anlage und Trieb zeigen, Frankreich ebenbürtig werden zu wollen. Indem Napoleon die preußische Politik auf diese gefährliche Bahn einlud, war er vermuthlich nicht von reinem Wohlwollen geleitet, er hoffte vielmehr, daß Preußen in Bedrängniß gerathen werde, die er ausbeuten könne, sei es, indem er sich an die Spitze der Gegner Preußens stellte, sei es, indem er Preußen um hohen Preis aus einer mißlichen Lage zog. Dies Alles verhinderte freilich Bismarcks Geschicklichkeit. Er stellte sich correct auf den Boden der Verträge, zwang Oesterreich ihm zu folgen, beschwichtigte Rußland, überließ der blinden Halsstarrigkeit Dänemarks die Beseitigung der für Deutschland nachtheiligen Verträge von 1852, hielt Oesterreich fest, indem er ihm die Furcht einflößte, er werde, auf die volle Sympathie von ganz Deutschland gestützt, seinen Zweck mit der um irgend einen Preis erkauften Hülfe Frankreichs erreichen, und Oesterreich aus Deutschland hinausdrängen.

Rußland durfte schließlich nicht gegen Preußen auftreten, dem es allein verdankte, daß es die gefährliche Lage von 1863 mit stolzer Haltung abwenden konnte. Als die Dinge so weit waren, konnte Bismarck seinerseits England Trotz bieten, uud dem unbesonnenen Palmerston am Ende seiner von Scheinlorbern umgebenen Laufbahn eine verdiente Niederlage bereiten. Mit durstigen Lippen sog das nach nationaler Ehre und nach nationalem Erfolg verschmachtende Deutschland dieses Labsal ein. Aber von napoleonischer Freundschaft war bei aller durchgeführten Enthaltung der französischen Politik nichts zu spüren. Der Kaiser hätte es wahrscheinlich sehr gern gesehen, wenn England den trotzig genug hingeworfenen Handschuh aufgenommen hätte. Für die Fortsetzung dieser Enthaltung auch während des Kampfes würde er Deutschland seine Bedingungen gestellt haben. Da England klug genug war, Dänemark seinem Schicksal zu überlassen, so führte Napoleon das gute Verhältniß zu Preußen einstweilen weiter. Er fuhr fort, seiner Gelegenheit zu warten. Daß aus der gemeinschaftlichen Besitznahme der Elbherzogthümer durch Preußen und Oesterreich ein Streitfall zwischen den deutschen Mächten hervorgehen könne, war in der That nicht schwer vorauszusehen.

Er mußte freilich nicht hervorgehen und wäre nicht hervorgegangen, wenn die doppelte Bedingung eingetroffen wäre, daß Oesterreich damals einen Staatsmann besaß, und daß die österreichischen Dinge angethan waren, einen Staatsmann an der Spitze des Kaiserstaats zu ertragen. Die Bedingung traf nicht ein. Es kamen die zweimaligen Herbstbesuche Bismarcks in Biarritz 1864 und 1865. Der Charakter der dortigen Unterhaltungen ist bisher von keinem der beiden Unterredenden der Oeffentlichkeit übergeben worden. Die bekannte Darstellung von Julian Klaczko hat gleichwohl weitverbreiteten Glauben gefunden, vor Allem durch ihre innere Wahrscheinlichkeit, dann aber weil man annahm, dieselbe beruhe auf Mittheilungen des Prinzen Napoleon, der in der Lage war, aus erster Quelle zu schöpfen. Die Auffassung von Klaczko ging bekanntlich dahin, daß Bismarck, auf die Vortheile einer selbständigeren Lage Preußens für Frankreich hinweisend, des letzteren Neutralität verlangt, aber keinerlei Versprechungen gemacht habe. Napoleon habe diesen Vorstellungen zugehört und, ohne sich zu verpflichten, die französische Neutralität wenigstens für die erste Periode eines preußisch-österreichischen Konfliktes in Aussicht gestellt. Napoleons Hintergedanke bei diesem Benehmen soll nach Klaczko der gewesen sein, daß Preußen gegen Oesterreich nothwendig den Kürzeren ziehen müsse, umsomehr als so ziemlich der ganze deutsche Bund auf Oesterreichs Seite kämpfen würde und als Napoleon, der natürlich in das Geheimniß der preußisch-italienischen Allianz gezogen worden, die Mittel in der Hand

hielt und ihrer Zeit auch wirklich in Bewegung gesetzt hat, die Mitwirkung Italiens zu einer scheinbaren zu machen.

Diese Ansicht Klaczko's hat nun freilich in einem wesentlichen Punkt eine Berichtigung gefunden durch die berühmte Depesche des Bundeskanzlers vom 29. Juli 1870, worin von den vertraulichen Anträgen, die Napoleon fast während der ganzen diplomatischen Laufbahn Bismarcks an diesen hat gelangen lassen, der Schleier zum Theil hinweggenommen wird. Aus diesem für alle Zukunft merkwürdigen Aktenstück geht hervor, daß Napoleon keineswegs die von Klaczko vorausgesetzte Zurückhaltung beobachtet hat. Er wollte vielmehr an dem Angriff gegen Oesterreich mit den Waffen Frankreichs Theil nehmen. Er wollte Venetien seinerseits erobern, allerdings um es dem König Viktor Emanuel einzuhändigen, aber nur nicht so, wie dies nachher geschehen ist, sondern gegen die gehörigen Zurückstellungen und gegen den Verzicht auf alle Pläne, welche der napoleonischen Idee von der Rekonstruktion Italiens entgegen waren. Napoleon verlangte ferner für Frankreich das deutsche Gebiet zwischen Rhein und Mosel gegen einen Erwerb Preußens von 7 bis 8 Millionen Seelen innerhalb Deutschlands. Unklar ist bei dem in der Depesche vom 29. Juli mitgetheilten Vertragsentwurf, wie es mit dem übrigen Deutschland gehalten werden sollte. Die Bundesreform im preußischen Sinne wird zwar gestattet, aber nicht gesagt, ob dieselbe sich auch auf Deutschland südlich vom Main beziehen sollte. Man darf wohl annehmen, daß Napoleon diese Ausdehnung der preußischen Macht, die er bei den Unterhandlungen des prager Friedens so emsig zu hindern beflissen gewesen, auch bei dem vor dem Frieden angetragenen Bündniß zu gewähren nicht geneigt war. Es müßte denn sein, daß ihm, wenn das Bündniß nur um diesen Preis zu erhalten war, derselbe nicht zu hoch geschienen hätte für die Auslieferung Italiens und die der Landschaft zwischen Rhein und Mosel.

Wie dem sei: Bismarck lehnte diese Anträge ab. Dasselbe hätten wohl die meisten von den Staatsmännern gethan, die wir uns an seiner Stelle denken können. Aber wir dürfen ohne Uebertreibung behaupten: kein einziger an seiner Stelle hätte es gewagt, diese Anträge abzulehnen und doch in den Krieg zu gehen, mit dem mißgestimmten, ungebundenen, nach Beute haschenden Napoleon im Rücken. Es wird schwer halten, in den weiten Bahnen der Geschichte ein Beispiel zu finden, das dieser Kühnheit an die Seite zu setzen wäre. Denn man darf nicht vergessen, daß hier ein Antrieb fehlte, der von den kühnsten Handlungen den größten Theil der Verantwortlichkeit nimmt: der Impuls der Verzweiflung, auch nur der drängenden Nothwendigkeit. Es war nur die Erkenntniß einer muthigen und weitschauenden Seele, daß ein scharfes Auge vorspähend keine bessere Gelegenheit zu entdecken vermöge, daß nur die Illusion, die mit

dem Unbestimmten rechnet, auf eine solche Gelegenheit zu warten sich schmeicheln dürfe. Es war das Gefühl der Verantwortlichkeit, wie es das Bewußtsein der verliehenen Kraft auferlegt: wenn du den Muth der Verantwortung nicht hast, wer soll ihn finden?

Julian Klaczko, der den Umfang des Wagnisses nicht einmal kannte, das er beschrieb, erzielt einen rednerischen Effekt, indem er dasselbe als ein verzweifeltes Spiel erscheinen läßt, das der Zufall habe gewinnen lassen, der Zufall als der eigentliche Werkmeister des Erfolgs. Mit dramatisch-elegischem Pathos nennt er den Erfolg den einzigen Gott unseres Jahrhunderts, der auf Bismarcks Stirn das Siegel der Unsterblichkeit gedrückt habe. Viel anspruchsvollere Leute, als der geistreiche polnische Schriftsteller, denken in dieser Beziehung wie er, und wir hören selbst mit der Miene deutscher Wissenschaft verkünden, daß der Zufall bei allen menschlichen Unternehmungen das Beste thun müsse. Es pflegt dabei auf Friedrich den Großen Bezug genommen zu werden, der nicht verfehlt hat, „Seiner Majestät dem Zufall" seinen Respekt zu bezeigen. Die Leute, denen dieser Passus so gefällt, sollten ein anderes Wort beachten, das nicht weit von jenem steht: „qu'un homme d'esprit dise un mot, cela suffit pour que mille fous le répètent."

Es giebt zwei Arten von Kühnheit, die anscheinend ähnlich, von Grund aus entgegengesetzt sind. Die eine stürzt blind dem Verhängniß entgegen, die andere entdeckt die Bedingungen des Gelingens, wo kein anderer Blick sie erkennt, und baut auf diese Bedingungen, unter fortwährender sorgfältiger Beobachtung, ihren Plan. Sie scheint verwegen, während sie mit gespannter Umsicht rechnet. Aber die Plattheit darf nicht meinen, es sei keine Kunst, in den Wolken zu spazieren, wenn man die Augen hat, um den tragenden Grund zu sehen. Es ist der Muth der Seele, nicht sinnliche Begabung, die das Auge über den Schein der Dinge hinwegträgt, und es gehört derselbe fortwährende Muth dazu, solche Pfade zu wandeln, wo ein falscher Tritt den Sturz herbeiführen kann.

Die napoleonische Staatskunst mußte das Unternehmen von 1866 den ihr unerwünschtesten Ausgang nehmen sehen. Eine französische, offenbar dem napoleonischen Hof befreundete Feder hat die Annahme glaublich zu machen gesucht, als würde Napoleon und Frankreich die Ausdehnung der preußischen Hegemonie über ganz Deutschland gebilligt haben, wenn Preußen in dem prager Frieden auf jede Annexion in Deutschland hätte verzichten wollen, außer derjenigen Schleswig-Holsteins. Diese Ansicht entbehrt jedoch aller haltbaren Begründung. Der Schriftsteller, der sie aufstellt, geht von der Voraussetzung aus, daß ein das ganze außerösterreichische Deutschland umfassender Bund, in welchem Preußen auf seinen Umfang vor dem Jahre 1866 beschränkt geblieben, gleich dem alten Bund von

1815 ein leiblich unbeholfenes, zur Beunruhigung der Nachbarn wenig geeignetes, weil zum politischen Handeln überhaupt nicht befähigtes Wesen gezeigt haben würde. Wie nun aber, wenn dieser Bund mit der Einheit, mit den Einrichtungen, welche die Fähigkeit des politischen Handelns bedingen, Ernst gemacht hätte. Dann hätte wahrscheinlich Frankreich oder Europa, das heißt alle auf Deutschland neidischen Mächte, vermöge einer Art Oberaufsicht über die innern Angelegenheiten Deutschlands Einspruch thun sollen! Die parteilose Geschichtsschreibung wird in Zukunft den Spruch bestätigen, den jedes hellsehende Urtheil heute schon fällt: die französische Nationalmeinung fordert als Frankreichs unaufgebliches Bedürfniß ein durch politische Theilung schwaches Deutschland. Dieselbe französische Nationalmeinung hätte viel lieber eine Vergrößerung Preußens innerhalb gewisser unüberschreitbarer Grenzen gesehen, als eine Hegemonie dieses Staates in ganz Deutschland, die irgend eine ernste Bedeutung hatte. Obwohl in der durch nichts zu beschwichtigenden Eifersucht auf Deutschland weit mehr dem französischen Nationaltrieb, als dem eignen Gefühl gehorchend, hatte doch der Kaiser Napoleon mit der Klarheit, die ihn vor den meisten Männern des Volkes auszeichnet, das er so lange beherrscht hat, sich vorgestellt, daß es vor Allem darauf ankomme, Preußen nördlich vom Main festzuhalten. Sein erster Vermittelungsvorschlag, den er am 14. Juli 1866 den Höfen von Preußen und Oesterreich vorlegte, enthielt die Beschränkung des von Preußen zu errichtenden Bundes auf das nördlich vom Main gelegene Deutschland, enthielt aber nichts von preußischen Annexionen. Diese mußten vielmehr erst von Preußen zur unumgänglichen Bedingung des Friedens gemacht werden. Das napoleonische Angebot war also nicht: Deutschland ohne Annexion oder die Mainlinie mit Annexion; sondern es lautete: die Mainlinie ohne Annexion. Es ist lediglich eine auf Liebhaberei beruhende Vermuthung, daß, sowie über das Angebot der Mainlinie hinaus Annexionen in dem nördlichen Deutschland von Preußen durchgesetzt wurden, ebenso gut auch hätte die Ueberschreitung der Mainlinie für den neuen Bundesstaat, aber dann freilich ohne jede Annexion, durchgesetzt werden können.

Noch gewagter ist eine andere Meinung, welche behauptet, Bismarck würde als Ergebniß des Krieges die Errichtung eines ganz Deutschland umfassenden Bundesstaates ohne jede Annexion vorgezogen haben. Am 20. Juli 1866 richtete er an den preußischen Botschafter in Paris die bekannte, von den Oesterreichern aufgefangene, theilweis entzifferte und durch den österreichischen Generalstab veröffentlichte Depesche. In derselben sagt er, daß er ebenfalls — nicht allenfalls, wie die Oesterreicher falsch entziffert haben — neben der Bundesreform die Annexion als Bedürfniß ansehe, weil sonst Sachsen, Hannover für ein intimes Verhältniß zu groß

bleiben würden. Abgesehen von diesem unmittelbaren Zeugniß, wird jene Meinung aber durch die Erwägung entkräftet, wie unthunlich und gefährlich bei der damaligen Stimmung Süddeutschlands die sofortige Aufnahme der süddeutschen Staaten in einen von Preußen zu leitenden Bundesstaat gewesen sein würde. Es ist wiederum die Willkür der Fantasie, die sich in der Behauptung gefällt, die Bevölkerung Süddeutschlands würde, von Preußens Großmuth entzückt, dem preußischen Staat zur sofortigen innigen Gemeinschaft in die Arme gefallen sein. Süddeutschland konnte nur auf dem Wege gewonnen werden, auf dem es gewonnen worden ist, und von allen Wegen, die Bismarck gegangen, ist derjenige, auf dem er nach Süddeutschland gelangt ist, auch derjenige, der von Tag zu Tag mehr erhellen wird als der unzweifelhaft richtige, als der einzig mögliche. Süddeutschland bedurfte der Pause, um sich an den Gedanken des staatlichen Zusammenlebens mit Preußen unter des letzteren Leitung zu gewöhnen. Es bedurfte aber vor Allem als entscheidenden Mittels der Umstimmung des größten Beweises von Stärke, den ein europäischer Staat geben konnte: des Beweises der Fähigkeit, den unbestritten stärksten Staat Europas niederzuschlagen. So zäh ist der deutsche Partikularismus, das heißt die deutsche Eifersucht auf das eigene Blut, daß sie dem fremden Blut sich unterordnet, wenn es stark ist, dem eignen Blut nur, wenn es stärker ist als alles andere zusammengenommen. Durch eine überschwengliche Gnade ist es dem deutschen Volk zu Theil geworden, einen Theil seines Blutes in dieser Stärke zu sehen und damit die Fähigkeit zu gewinnen, Ein Volk zu werden, das heißt erst: ein Volk zu werden. Jede andere Auffassung der süddeutschen Stimmung fließt aus selbstgemachter Täuschung, ist sentimentale Gaukelei.

Dank schulden wir dem Kaiser Napoleon, aber nur den Dank, den wir einem Feinde schulden, der uns zu immer größeren Anstrengungen nöthigt, den Dank, der in nichts anderem bestehen kann, als in immer größeren Beweisen unserer Kraft. Kaum hatte er die Annexionen neben dem norddeutschen Bundesstaat zugestehen müssen, als er noch im August nicht nur den Landstrich zwischen Rhein und Mosel, sondern auch Mainz forderte, unter Androhung des Krieges im Falle der Verweigerung. Bismarck erklärte, den Krieg anzunehmen, und Napoleon verläugnete seinen Minister. Bismarck aber blieb den Dank nicht schuldig. Er eröffnete den süddeutschen Ministern, was ihnen Frankreich zugedacht, und schloß bei dem Frieden die Schutz- und Trutzbündnißverträge, welche die Brücke werden sollten für das Süddeutschland umfassende deutsche Reich. Von nun an beginnen die Bemühungen, Frankreich wenigstens durch Luxemburg für den norddeutschen Bund und die Vergrößerung Preußens, durch Bel-

gien für die als dereinst unvermeidlich erkannte Ausdehnung des Bundes auf Süddeutschland schadlos zu halten.

Die Cirkulardepesche vom 16. September 1866, welche unter den Namen von Lavalette in die Welt ging, hatte den doppelten Zweck, einmal die sehr zur unpassenden Zeit gestellte Grenzregulirungsforderung von Drouin de l'Huys der Welt und Frankreich aus dem Sinn zu bringen, zweitens das gute Einvernehmen mit Preußen anzubahnen in der stillen Voraussetzung, daß letzteres nichts einwenden werde, wenn Frankreich sich andere Entschädigungen als auf deutschem Boden hole. Unter dieser Voraussetzung wurden dann die Schritte eingeleitet, welche zum Ankauf Luxemburgs führen sollten. Alle Berichte aus der Umgebung Napoleons können nicht Worte genug finden, das Erstaunen des Kaisers zu schildern, daß er in dieser Sache auf Bismarcks Widerspruch stieß. Französische Schriftsteller von freieren und umfassenderen Gesichtspunkten, als ihren Landsleuten eigen zu sein pflegen, wie Ernst Rénan, und endlich Napoleon selbst in einer von Wilhelmshöhe ausgegangenen Flugschrift stimmen darin überein, daß die Verweigerung Luxemburgs den Keim des unabwendbaren Zerwürfnisses zwischen Preußen und Frankreich gelegt habe. Während also Bismarcks Haltung in der luxemburger Frage französischerseits ihm zum schweren Vorwurf gemacht wird, geschah dies von deutscher Seite nicht minder. Man wollte in Deutschland nicht begreifen, warum der Krieg mit Frankreich nicht aufgenommen worden sei, ehe letzteres seine Waffen und seine Heereseinrichtungen verbessert hatte. Man wollte ebenso wenig begreifen, wie ein deutsches Land und eine deutsche Festung dem französischen Verlangen hätten aufgeopfert werden können.

Die Vorwürfe sind beiderseits ungerecht. Dem Verkauf Luxemburgs an Frankreich konnte Bismarck nicht zusehen, und nicht vor dem Recht des Käufers die preußische Besatzung aus Luxemburg zurückziehen. Aus einem dreifachen Grunde. Der Uebergang der Festung Luxemburg in französischen Besitz hätte die westliche deutsche Vertheidigungslinie, welche von Ulm über Rastatt und Landau nach Luxemburg läuft, durch die Ueberlieferung ihres einen Endpunktes an Deutschlands mächtigen Nebenbuhler im Westen unwirksam gemacht. Schlimmer noch als auf die Vertheidigung wäre die Wirkung auf die öffentliche Meinung Deutschlands gewesen, wenn dieselbe den Eindruck gewonnen hätte, daß auch Preußen nicht Deutschland vor dem Schicksal bewahren könne, die staatliche Vereinigung eines Theiles von Deutschland durch das Opfer deutschen Gebietes vou Frankreichs Gnade erkaufen zu müssen. Ein dritter Grund gegen die Ueberlassung Luxemburgs an Frankreich war die Umspannung Belgiens. Selbst ein deutscher Staatsmann mit der Meinung, daß nach dem Gewinne der deutschen Einheit die Eroberung Belgiens durch Frankreich uns wenig mehr verschlagen

könne, hätte sich doch sagen müssen, daß dann Luxemburg um so mehr in deutschen Händen zu bleiben habe. Den französischen Klagen gegenüber, daß Bismarck für die großen Erwerbungen Preußens dem französischen Volke nicht die kleinste Genugthuung habe gönnen wollen, wird es dabei bleiben, daß die Gewährung Luxemburgs eine Unmöglichkeit war.

Von deutscher Seite ist noch heute der Vorwurf nicht verstummt, daß Bismarck dem Ausspruch der militärischen Autoritäten entgegen es verschmäht, das im Frühjahr 1867 militärisch sehr schwach vorbereitete Frankreich viel leichteren Kaufes als drei Jahre später nieder zu werfen. Anstatt den Krieg, den er leicht hätte haben können, herbeizuziehen, oder vielmehr, nur die Kriegsgelegenheit festzuhalten, schlug Bismarck die Neutralisirung Luxemburgs vor, um Deutschlands westliche Vertheidigungslinie zu sichern. Im Uebrigen opferte er die politische Zugehörigkeit Luxemburgs zu Deutschland. Er selbst hat in der Cirkulardepesche vom 29. Juli 1870 dieses Verhalten damit erläutert, daß er den Krieg mit Frankreich nicht für so unvermeidlich gehalten habe, daß nicht gewisse Möglichkeiten der Zukunft diesen Krieg beiden Völkern hätten ersparen können. Daß er diesen Möglichkeiten den Raum des Wirkens nicht verschließen wollte, so lange er noch an sie glauben konnte, ist gewiß ein Zeichen hoher staatsmännischer Vorsicht und Gewissenhaftigkeit. Manches, ja die meisten Gemüther in Deutschland mögen damals schon von Freude geschwellt worden sein bei dem Gedanken, Frankreich von deutschen Waffen und nur von unsern Waffen niedergeworfen zu sehen. Bismarck erkannte, daß er diese stolze Möglichkeit, die für ihn vielleicht Gewißheit war, nur ins Leben rufen dürfe, wenn Frankreichs Wille ihn dazu gezwungen. Denn wie sicher auch der Sieg, dieser Sieg mußte Deutschland unter das Gesetz einer über einen unberechenbaren Zeitraum sich erstreckenden Lage stellen, der Lage, gleich dem Ritter St. Georg Fuß und Schwert unverwandt auf einen knirschenden Gegner zu setzen. Eine solche Lage schafft kein denkender, kein gewissenhafter Staatsmann seinem Volke anders als gezwungen.

Aber diese Erwägung wird nicht die einzige gewesen sein, die Bismarck bestimmte, in der luxemburger Frage den vermittelnden Weg aufzusuchen. Militärisch war der Krieg mit Frankreich vielleicht damals leicht, politisch nicht. Das plötzliche Emporkommen Preußens, die ungeahnte Kraft, die es so sorgsam gepflegt und so plötzlich anwendete, hatte überall unbehagliche Empfindungen erweckt, die noch nicht überwunden waren. Die Inanspruchnahme Luxemburgs hätte das gegen Preußen erwachte Mißtrauen nur verschärfen müssen. Kraft welchen Rechtes hätte Preußen die Hand auf Luxemburg gelegt? Als Rechtsnachfolger des deutschen Bundes von 1815 konnte es nicht wohl auftreten, nachdem es von dem Bunde, den es neu errichtet, nicht nur Oesterreich, sondern das ganze Deutschland südlich

vom Main, gleichviel ob aus freien Stücken, ausgeschlossen. Noch bedenklicher wäre es gewesen, Luxemburg auf Grund der deutschen Nationalität seiner Bewohner zu beanspruchen. Einmal war diese Nationalität bestritten. Dann aber, wohin hätte dieser Grundsatz führen sollen? Hätte er nicht die Verwirklichung aller abenteuerlichen Ansprüche in Aussicht gestellt, die Preußens Gegner diesem Staat andichteten, um wo möglich die ganze Welt auf seine Gefährlichkeit aufmerksam zu machen? Luxemburg durfte nicht der Funke sein, der die französische Eifersucht zur vorzeitigen Explosion gegen Deutschland brachte. Die Explosion wäre unschädlich gewesen, aber nicht ihre Unterdrückung.

Als die Zusammenkünfte in Paris und Salzburg dem Kaiser Napoleon keine Werkzeuge der Rache gegen Preußen geliefert hatten, die in Salzburg nicht, weil er das Werkzeug selbst nicht tauglich fand, fing er plötzlich wieder an, sich Preußen zu nähern. Möglich, daß Bismarck nach jener stolzen Depesche vom 7. September 1867 Sorge getragen hatte, den Kaiser zu überzeugen, daß Preußen in der luxemburger Angelegenheit Frankreich nicht mehr geweigert habe, als es zu weigern durchaus genöthigt gewesen. Genug, Napoleon hoffte jetzt, Preußen werde ihm gestatten, sich an Belgien schadlos zu halten. In diese Zeit fällt nach der Bismarckschen Depesche vom 29. Juli 1870 der Vorschlag des Benedettischen Vertragsentwurfes, dessen Mittheilung durch die Times im Juli 1870 Europa in so große Bewegung versetzte.

An diesem Vertragsentwurf fällt zweierlei auf. Einmal der untergeordnete Umstand, daß darin auf die Erwerbung Luxemburgs zurückgekommen wird. Wir wissen denselben nicht aufzuklären. Ganz und gar nicht auffallend ist der Wille, Belgien zu nehmen. Im höchsten Grade befremdend dagegen ist das Ansinnen, daß Preußen sich mit Frankreich verbinden soll, um dem letzteren die Erwerbung Belgiens sicher zu stellen. Hatte nicht Bismarck eben dem Kaiser Napoleon gezeigt, daß man, um großen Gewinn zu erlangen, allein gehen muß, und brächte die Einsamkeit auch noch so große Gefahren? — Unter den geheimen Papieren Napoleons, welche die sogenannte Regierung der nationalen Vertheidigung veröffentlicht hat, findet sich auch eine Bemerkung des Kaisers, man müsse Preußen kompromittiren, indem man es verleite, die französische Erwerbung Belgiens zu unterstützen. Es war gewiß kein geringer Gegenstand des Unmuthes für Napoleon, daß Preußen die große Beute von 1866 davongetragen, ohne seine wohlwollenden und vertraulichen Beziehungen zu den feindlichen und mächtigen Polen des europäischen Staatensystems, zu England und Rußland, irgendwie zu gefährden. Es war ein allzu wohlfeiler Gedanke der kaiserlichen Politik, Preußen den Arm zu geben, um das auf Frankreich ruhende Mißtrauen auf Preußen abzuladen, mit des letzteren

Beistand sich zu vergrößern, um es dann, von seinen alten Verbündeten getrennt, womöglich anzugreifen. Die Aussicht war lockend, aber sie verfolgen hieß den Gegner unterschätzen, der doch schon gezeigt hatte, daß ihn zu unterschätzen seine Gefahren habe.

Wenn Napoleon Belgien haben wollte und vielleicht, um seinen Thron in Frankreich einigermaßen sicher zu stellen, haben mußte, so hätte er schon den Muth haben müssen, es auf seine alleinige Gefahr zu nehmen. Wir vermessen uns nicht entfernt, die Haltung Bismarcks zu beurtheilen, wenn ein solcher Fall eingetreten wäre. Große Naturen kann man berechnen, wie die Planeten. Aber nur in der großen Linie ihrer Bahn. Wie sie die tausend Hindernisse, die sie bald bei Seite stoßen, bald zu umgehen haben, in jedem Falle behandeln, das ist ihr Geheimniß. Das aber wagen wir zu behaupten: wenn eines schönen Tages Napoleon folgende Erklärung erlassen hätte: „ich sehe die Vollendung der deutschen Einheit durch den bundesstaatlichen Anschluß Süddeutschlands voraus und erkenne darin keinen Nachtheil für Frankreich; aber ich verlange Belgien kraft des Rechts der Nationalität und lege die Hand darauf, um es zu behalten, wenn Preußen über den Main geht, um es loszulassen, wenn Preußen die Mainlinie für seine unantastbare Grenze erklärt"; wenn Napoleon diese Erklärung erlassen hätte, so hätte sich in Deutschland kaum eine kräftige Stimme erhoben mit der Forderung, daß Preußen für die Selbständigkeit Belgiens in den Krieg ziehe. Höchstens hätte man gesagt: „laßt uns thun, wie die Anderen thun." Und die Anderen, England voran, hätten nichts gethan. Es war eine schwer begreifliche Zaghaftigkeit Napoleons und ein Beweis äußerst geringer Geschicklichkeit, daß er die Erwerbung Belgiens angefaßt, wie er gethan. Vielleicht, daß dieser Art des Anfassens, wie schon oben angedeutet, eine Art von Ueberschlauheit beigemischt war, die zur Thorheit wird. Wir wissen nicht, wie Bismarck den Benedettischen Vertragsentwurf zurückgewiesen. Aber es war leicht, ihn zurückzuweisen. Schon die Einbeziehung Luxemburgs bot die bequemste Handhabe.

Die Zurückweisung scheint in Paris den Kriegsgedanken zum ersten Male in ernste Nähe gerückt zu haben. Es mochte immer noch eine Partei in der Umgebung des Kaisers geben, welche eine freundschaftliche Auseinandersetzung mit Preußen, womöglich einen Bund zur gemeinsamen Vergrößerung, für den nützlichsten Erwerb der französischen Politik hielt. Vielleicht um diese Partei, als deren Fürsprecher unter andern der Prinz Napoleon galt, zu überzeugen, daß die Freundschaft Preußens als Mittel französischer Zwecke nicht zu erlangen sei, ließ der Kaiser den Prinzen Napoleon am 28. Februar 1868 nach Berlin reisen. Das Ergebniß der Reise scheint der Vermuthung entsprochen zu haben, der Krieg und seine

Vorbereitung wurde auf die Tagesordnung gesetzt. Am 14. Januar wurde das neue Heergesetz im gesetzgebenden Körper angenommen und am 1. Februar von dem Kaiser bestätigt. Am 28. März genehmigte der Kaiser den Antrag des Marschall Niel über die Organisation der mobilen Nationalgarde. Die offiziöse Presse führte nur noch die Schlagfertigkeit Frankreichs im Munde. Im Juni wurde der Prinz Napoleon zum Besuch an die süddeutschen Höfe gesandt. Am 8. Juli mußte allerdings der auswärtige Minister Moustier die Friedenspolitik der Regierung betheuern, aber bald tauchte das Gerücht auf, Frankreich werde ein militärisches und Handelsbündniß mit der Schweiz, Belgien und Holland gegen Deutschland errichten. Am 25. August begann die Bildung der mobilen Nationalgarde. Am 6. August hatte der Kaiser erst eine Friedensrede in Troyes gehalten, aber am 11. September sagte er den Offizieren beim Abschied aus dem Lager von Chalons: „ich sage Ihnen nichts, weil die Zeitungen nicht ermangeln würden, aus meinen Worten, wie gemäßigt dieselben auch sein möchten, kriegerische Andeutungen herauszulesen." Die Worte des Königs von Preußen bei dem Besuch in Kiel am 15. September waren die Erwiderung auf den Abschied von Chalons und ein Fingerzeig, daß Deutschland nicht überrascht werden würde. Drei Tage darauf kam die spanische Septemberrevolution, welche den Krieg vor der Hand für Frankreich unrathsam machte.

Immer dringender wurde indeß für den Kaiser die Nothwendigkeit, Frankreich für Sadowa zu entschädigen. Das Jahr 1869 stand vor der Thür, mit ihm der hundertjährige Geburtstag des Gründers der napoleonischen Dynastie, mit ihm die Erneuerung des gesetzgebenden Körpers. Solchen wichtigen Abschnitten durfte der Kaiser nicht begegnen umschattet von der Wolke geminderter Macht. Er mußte sich um jeden Preis nach einem Mittel umsehen, die Zeit, die noch blieb, zu benutzen. Preußen, dessen Hand man jenseits der Pyrenäen zu erblicken glaubte, schien unangreifbarer als je. Es blieb nur übrig, diesem gehaßten Preußen und seinem gefürchteten Staatsmann nochmals die Hand entgegenzustrecken. Am 18. Dezember wurde Lavalette, der Fürsprecher des Einvernehmens mit Preußen, dessen Namen der Kaiser jener Cirkulardepesche vom 16. September 1866 gegeben hatte, an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten gestellt. Am 28. September hatte der Kaiser drei von ihm entworfene Karten veröffentlicht, welche in Uebereinstimmung mit jener Depesche anschaulich machen sollten, daß die verhältnißmäßige Macht Frankreichs durch die neuerlichen Veränderungen in Europa nicht gemindert worden sei.

Am 19. August war Lagueronnière zum Gesandten in Brüssel ernannt worden. Es handelte sich wieder um die Erwerbung Belgiens. Aber vielleicht sollte diesmal Abstand genommen werden von dem Gedan-

ken, bei der Eroberung Belgiens dem erstaunten Europa Frankreich Arm in Arm mit Preußen zu zeigen. Der Kaiser wollte auf eigene Hand vorgehen. Dies hielt er aber nur für ungefährlich, wenn er die Aufgabe nicht mit einem Sprung, sondern schrittweise löse. Im Dezember begannen die Unterhandlungen über den Ankauf der luxemburgisch-belgischen Eisenbahnen durch die französische Ostbahn. Es ist bekannt, wie diese Angelegenheit im folgenden Jahre verlief. Belgien erließ zu seinem Schutz das Eisenbahngesetz vom Februar 1869, gegen gegen welches Frankreich Anstände erhob, um schließlich nachzugeben. Es blieb dem Kaiser wohl nichts anderes übrig, da er hinter Belgien England und hinter diesem Preußen erblickte, so vorsichtig die Haltung des letzteren war, so sehr es sich hütete, in dieser Sache die geringste Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Der Kaiser war selbst Schuld an diesem Fehlschlag, der ihn tief erschütterte. Denn mit Niederlagen beladen mußte er nunmehr die Wahlen zum gesetzgebenden Körper und das Jubiläum des Onkels überstehen. Aber wie thöricht hatte er gehandelt? Der Satz: „Kühnheit ist die beste Politik" ist schwer und gefährlich zu befolgen, aber Napoleon war offenbar der Letzte, ihn anzuwenden. Gegen begehrliche Anfänge wird das Geschrei der Opfer am heftigsten und die Menge der Herbeieilenden am größten. Hätte er Belgien besetzt mit der Erklärung: ich gehe nicht heraus, als um den Preis der europäischen Sanktion der Mainlinie; am liebsten aber bleibe ich drin und die Mainlinie mag verschwinden; so hätten ihn möglicherweise die Belgier eingeladen, ihr Herr zu bleiben, und Deutschland hätte freilich sagen müssen, und würde auch gesagt haben: wir lassen uns die Mainlinie von Frankreich keinen Augenblick länger aufdrängen, als wir wollen; aber es hätte hinzufügen müssen: was Belgien betrifft, so vertheidigen wir es nur, wenn Europa vorangeht. Napoleon fürchtete stets die Coalition, vor der es noch immer Zeit gewesen wäre zurückzuweichen, wenn sie sich gebildet hätte. Dafür mußte er nunmehr der Empörung Frankreichs, welches anfing das persönliche Regiment zu hassen und zu verspotten, weil es eine andere Macht als Frankreich hatte Ruhm und Größe gewinnen lassen, ohne Frankreich zu entschädigen, die liberale Reform der Verfassung Schritt für Schritt zugestehen.

Als die Reform im Gange war, wurde der Vertraute Fleury am 25. September 1870 zum Botschafter in Petersburg ernannt, nachdem am 17. Juli der dem preußischen Bündniß zugeneigte Minister Lavalette durch Latour d'Auvergne ersetzt worden, und obwohl der Erstere nichts ausrichtete, nährte der Kaiser fort und fort den Kriegsgedanken. Er vollendete die parlamentarische Reform der Verfassung bis zum Plebiscit vom 8. Mai 1870. Aber es scheint kein Zweifel, daß er über die unaufschieb-

bare Nothwendigkeit des Krieges mit sich einig war. Er verhehlte sich nicht, daß die parlamentarische Regierungsform zum Sturz der napoleonischen Dynastie führen werde, trotz der vorbehaltenen Schutzwaffe des Plebiscits, wenn nicht gleichzeitig mit jener Regierungform die Dynastie sich im Blute Preußens verjünge. Am 15. Mai berief er den Herzog von Gramont an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten, als den geeigneten Minister, den Bruch herbeizuführen und die Bundesgenossenschaft Oesterreichs für das große Unternehmen mitzubringen.

Die Kämpfe, welche so verhängnißvollen Entschlüssen vorhergingen, die herben Niederlagen und Enttäuschungen des Jahres 1869 hatten den Kaiser noch in diesem Jahre auf ein schweres Krankenlager geworfen. Kaum von dieser Krankheit genesen, hatte er am 14. September den Marschall Prim empfangen. Sollte damals die Erneuerung der hohenzollernschen Thronkandidatur zur Sprache gekommen sein, sollte damals diese Kandidatur als wirksamer Kriegsvorwand dem Kaiser vor Augen gestanden haben? Das Auge des einen Unterredners hat sich durch Mörderhand geschlossen. Es ist ungewiß, ob er das Geheimniß bei seinem Leben einer dritten Person anvertraut. Die Frage aber hat ihre Berechtigung. Sehr wahrscheinlich zum mindesten ist, daß der Kaiser Bürgschaften der spanischen Neutralität bei einem Kriege gegen Preußen von Prim gefordert und vielleicht erhalten hat.

Die Unterhandlungen wegen der hohenzollernschen Thronkandidatur wurden von spanischer Seite im folgenden Jahre mit dem Prinzen Leopold eingeleitet. Preußen als Staat blieb ihnen fern, aber der König als Haupt seines Hauses war in Kenntniß gesetzt und hatte seinen Minister benachrichtigt. Es ist unmöglich zu glauben, daß Bismarck den Kriegsvorwand für Frankreich in dieser Kandidatur nicht gesehen. Aber er that nichts, sie zu verhindern. Er wußte, daß die Maske dieses Vorwandes im gegebenen Augenblick Frankreich zu entreißen sei, daß dessen Regierung aber nicht mehr in der Lage sein werde, das gezogene Schwert in die Scheide zu stecken; daß die wüste Kriegswuth des Volkes, die willkürliche Rachgier gegen Deutschland, die Heuchelei der Regierung vor Europa bloß und abschreckend dastehen würden. Ein französisches Blatt hatte in der dem Kriege vorangehenden Zeit steigender Erbitterung den Deutschen ungefähr folgende Worte zugerufen: „unerschütterlichen Blutes halten wir Euch die Degenspitze entgegen, in die ihr bestimmt seid hineinzurennen.“ Das Bild ist wahr geworden, aber für die Gegenseite. Unerschütterlichen Blutes hielt Bismarck Frankreichs haltloser Regierung und seinem nicht mehr zu haltenden Volke die Degenspitze entgegen, in die sie bestimmt waren hineinzurennen.

Wir fassen zusammen. Der Kaiser Napoleon ist nie etwas anderes als Deutschlands Feind gewesen. Nicht aus Abneigung gegen Deutschlands Wesen und Bildung, sondern weil er stets erkannt hat, daß Frankreich ihn nicht auf dem Throne dulden werde, wenn er sich eines Tages nicht im Stande zeige, die Erstarkung Deutschlands zu verhindern, oder mindestens an demselben Tage Frankreich so zu vergrößern, daß es das Gefühl seines ohne Mühe behaupteten Uebergewichts über Deutschland behielt. Der deutsche Staatsmann ist dem Kaiser nie unmittelbar Dank schuldig geworden und er hat nichts von ihm zu lernen gehabt, als das, wie man die große Politik nicht machen darf. Aber der Kaiser ist auch nicht derjenige, der den gegenwärtigen Krieg mit seinen ungeheuren Opfern auf dem Gewissen hat. Keine Regierung Frankreichs hätte diesen Krieg verhindert, der dem innersten Gefühl und den unbezwinglichsten Leidenschaften des französischen Volkes entsprungen ist: der Eitelkeit und der Eifersucht auf fremde Größe, vor allem aber auf die Größe, die es unmittelbar vor Augen hat. Es ist auch nicht denkbar, daß eine andere französische Regierung bei der Eröffnung des Krieges mehr Anstand gezeigt hätte. Wahrscheinlich hätte keine andere Regierung auch nur dasjenige Maß von Ernst gezeigt, welches der Kaiser Napoleon angewendet hat, um die Möglichkeit einer friedlichen Auseinandersetzung Deutschlands unter französischen Voraussetzungen aufzusuchen.

Die Kritik, welche die parlamentarischen Gegner des Kaiserthums gegen die Art der Kriegseröffnung übten, ist beinahe kretinenhaft. Nach ihnen hätte der Kaiser die Vereinigung der süddeutschen Staaten mit dem Nordbund abwarten und, sobald sie eingetreten, zum Kriegsanlaß nehmen sollen. Es ist aber die lächerlichste Situation, die sich denken läßt, mit drohendem Schwert die Auflösung eines Sandhaufens abzuwarten und dreinschlagen zu wollen, wenn das letzte Sandkorn herabgerollt ist. Bei Veränderungen, die sich unaufhaltsam allmählig vollziehen, ist der Abschluß gewöhnlich ohne alle Wirkung; die Welt hat sich längst an die Veränderung gewöhnt, ehe sie zum völligen Ende gelangt. Der erste Schritt zu solchen Veränderungen ist freilich auch nicht auffällig genug, wenigstens in der Regel nicht, um zum Kriegsgrund zu dienen. Daher zeigte sich der Kaiser wie immer als der bedeutendste Staatsmann Frankreichs, indem er sich einen dem Eindruck nach plötzlichen, über die natürliche Sphäre Preußens hinaus greifenden Schritt, dessen diese Macht mit einigem Schein beschuldigt werden konnte, zum Kriegsvorwand zubereitete. Er hatte sich nur nicht gefragt, ob sein Gegner der Mann sei, eine solche, aus seinem Material geschmiedete Waffe nicht zu zerbrechen.

VII.

Rückblick und Ausblick.

Die deutsche Nation, die einzige unter den großen Völkern Europas, die seit 50 Jahren verurtheilt war, ihr Schicksal vom Ausland zu erwarten, wurde 1866 Herrin ihrer Geschicke. Seit 1870 steht sie in einer Größe da, mit welcher die stolzesten, vom Glanz der Sage umflossenen Perioden ihrer Geschichte schwer den ernsten Vergleich aushalten. In den Gesammtbeziehungen des modernen Europa bildete Deutschland bisher höchstens ein todtes Gewicht. Dieselben änderten sich oder erhielten sich ohne Rücksicht auf Deutschlands Urtheil oder Bedürfniß. Heute richten sich bei den größten Fragen der europäischen Staatenwelt die Blicke zuerst auf Deutschland.

Deutschland, um es mit einem Wort zu sagen, fühlt wieder in seinen Adern den Lebensodem der Geschichte, das höchste Glück eines Volkes. Seit der Reformation hat es diesen Athem nicht gekostet. Es hat unterdeß zwar einen einzigen Helden gesehen und sich an ihm aufgerichtet, aber sein Gesammtschicksal blieb unverändert. Es hat dann eine unvergleichliche Volkserhebung gesehen, aber an dem Gesammtschicksal der Nation ging auch sie spurlos vorüber. Jetzt zum ersten Male weichen die hundertjährigen Wände, welche den Organismus unnatürlich zertrennten. Ein einziger Lebensstrom will sich durch den Organismus neu ergießen. Alle die mannigfaltigen Triebe der deutschen Volksnatur sind wunderbar belebt in dem so lange verloren gewesenen Bewußtsein, nicht nur für sich, sondern für ein edles, hoffnungsvolles Ganze zu schaffen. Anstatt immer und ewig das Ausland zu studiren, aus seinen Begebenheiten und Arbeiten große Eindrücke zu schöpfen, hat der Deutsche nicht mehr Zeit, den fernen Bewegungen zu folgen. Der Bau, an dem er selbstthätig zu sein berufen ist, von dem seine Zukunft abhängt, ist so bedeutend und mannigfaltig. Statt der Geringschätzung des Fremden empfing den Deutschen seit 1866 überall das ganz ungewohnte Gefühl neugieriger Achtung. Seit 1870 umgiebt ihn, wie mit einem Traum die Scheu, mit der die Fremden zu der Größe seines Volkes aufblicken.

Wer oder was hat diese ungeheure Verwandlung bewirkt, welche die Aschenbrödel unter den Völkern in die Prinzessin des Mährchens verwandelt im Laufe so weniger Jahre, daß wir fürchten, aus einem Zauber dämonisch unhold zu erwachen?

Die Deutschen sind sehr geneigt, ihre plötzliche Größe als die allmählig herangereifte Frucht ihrer eigenen Anstrengungen anzusehen. Falsch verstandene Theoreme, mögen sie sich aus der historischen Schule oder aus der tiefsinnigen Gedankenwelt eines Philosophen herschreiben, unterstützen

diese Ansicht, und die Einbildung eines Jahrhunderts, das sich für demokratisch hält, wenn es nur materialistisch ist, und diese Täuschung als Nahrung seiner Eitelkeit zu verwerthen weiß, fordert dieselbe. Der Materialismus glaubt nicht an den Geist und darum nicht an große Menschen. Er kennt nur die mechanische Bewegung nivellirter Atome. Vor dem Wahn, der sich schmeichelt, daß die ausgezeichnete Menschenkraft nichts sei, erscheint es überflüssig, die Frage aufzuwerfen, welcher Männer Werk jene Umwandlung gewesen. Der ernsthaften und namentlich der praktischen Betrachtung aber ist diese Frage wichtig.

Was an jenem Wahn, dessen allgemeine Regel wir nicht zu widerlegen haben, in unserem Fall etwa im beschränkten Sinne Wahres sei, wollen wir prüfen, wenn wir einen Blick auf die Genossen des Werkes geworfen haben, das für uns ein Werk individueller Menschenkraft ist.

Der Antheil Bismarcks an dieser Arbeit läßt sich trotz allen Widerwillens der Doktrin schon der heutigen Welt in seiner Größe nicht verdunkeln. Aber ungerecht wäre es, der Namen zu vergessen, die dem Werke ihre unentbehrliche Kraft gespendet haben.

Die Ehrfurcht verbietet uns, die Wirksamkeit des Herrschers, den die lebende Gegenwart den ihren nennen darf, wie einen historischen Gegenstand zu umschreiben. Aber wir dürfen sagen, was in allen Herzen und auf allen Lippen ist, daß dieser König erst das gewaltige Werkzeug aus eigenem Antrieb und mit richtiger Voraussicht geschmiedet hat, ohne welches Preußen niemals im Stande gewesen wäre, die Wege der großen und gefahrvollen Politik zu betreten, welche ihm seine Aufgabe vorschrieb. Wir dürfen auch sagen, daß die kühnen Wege, welche der Scharfblick des Ministers als gangbar erspähte, niemals hätten eingeschlagen werden können ohne den heldenhaften Sinn eines Königs, der die glorreiche Vergangenheit seines Hauses, das Wohl seines Volkes und den Werth seines Staates einzusetzen das entscheidende Wort sprechen mußte. Wir dürfen endlich noch sagen, daß die Wiedergeburt Deutschlands eine Unmöglichkeit gewesen wäre, wenn sich für sie nicht eine Erscheinung wiederholt hätte, die sich, wie in Folge eines geheimen Gesetzes, in jeder schöpferischen Epoche des deutschen Lebens gezeigt hat. Die Reformation ist durch den Seelenbund zweier Männer hinausgeführt worden. Die Ergänzung des Wesens großer Naturen wiederholt sich in Deutschlands classischer Literaturepoche und wir sehen sie jetzt bei der politischen Wiedergeburt Deutschlands.

Die übrigen Genossen des Werkes sind aller Welt erkennbar: der geniale Stratege und der geniale Organisator. Ohne sie hätten niemals solche Kriege geführt werden können, wie Bismarcks Politik sie erheischte, aber ohne Bismarck hätte der Ruhm dieser Männer, der unvergänglich sein wird, nie das Sonnenlicht erblickt.

Prüfen wir jetzt die Frage, welchen Antheil das unbekannte Etwas „Volk oder allgemeine Entwickelung", diese ebenso geläufigen als unbegriffenen Lieblingsvorstellungen unseres Zeitalters, erstlich an der Erkenntniß des Zieles haben, auf dessen Höhe das deutsche Volk sich in diesem Augenblick befindet, und zweitens an den Mitteln, mit denen jenes Ziel erreicht worden.

Was die Erkenntniß des Zieles betrifft, so pflegt man wohl zu hören, daß die Theorie von dem Ausschluß Oesterreichs und der Einigung des übrigen Deutschlands unter preußischer Führung längst vor Bismarck vorhanden gewesen, von ihm spät genug in ihrer Wahrheit begriffen und schließlich nichts als ausgeführt worden sei. Die Ausführung erscheint bei diesem Gedankengang, wenn es ein solcher ist, lediglich als Nebensache. Mit den praktischen Wahrheiten ist es aber ein eignes Ding. Sie sind nicht nur unpraktisch, wenn sie nicht ausgeführt sind, sie sind noch nicht einmal wahr. Erst die lebendige Gegenwart einer solchen Wahrheit schlägt den Einspruch nieder. Ueber praktische Wahrheiten wird die Menschheit oder ein Volk nie durch die Theorie geeinigt. Wer eine solche Wahrheit ins Leben führt, der hat nicht nur das Verdienst der Verwirklichung, sondern auch die volle Ehre des Erfindens. Die Wahl, der Glaube, das Sichdurchdringen ist hier so verdienstlich als die erste Entdeckung. Die politische Wahrheit für Deutschland, welche schon in den dreißiger Jahren ausgesprochen, 1849 neu entdeckt und von der Mehrheit in Frankfurt bekräftigt wurde, war seitdem schon längst wieder verdunkelt, man kann wohl sagen, für die Mehrheit des deutschen Volkes vernichtet worden. Für diese Wahrheit mit einer großen That einzustehen, dazu gehörte nicht nur die Fähigkeit der letzteren, sondern auch das Urtheil, die erstere zu erkennen. Das heißt ebensoviel, als sie zu entdecken.

Die Nation also, als bloße Summe ihrer Glieder gedacht, war nicht einmal im Stande, die Wahrheit, von der ihr Leben abhing, theoretisch zu bewahren. Und nun gar die Verwirklichung. An dieser begannen die Eifrigsten zu verzweifeln. Der Eine berechnete, daß Frankreich die Selbstständigkeit Deutschlands nie zugeben werde, der Andere machte das Exempel auf Rußland, der Dritte auf England, der Vierte auf die deutschen Fürsten, der Fünfte auf die deutschen Bevölkerungen, der Sechste auf die Unmöglichkeit, Oesterreich zu überreden, und auf die Unzulässigkeit, es zu zwingen, der Siebente auf die widerstrebenden Elemente in Preußen selbst, der Achte auf die Vereinigung aller dieser gegnerischen Elemente. Und in der That, das Plus gegen die Selbständigkeit Deutschlands und gegen die Elemente, die für jene in Betracht gezogen werden konnten, war so ungeheuer, daß selbst ein bergeversetzender Glaube an die Umkehr denken mußte.

Bloß eine Beschönigung der Umkehr war es, wenn die Einigung Deutschlands durch ein hölzernes Eisen bewirkt werden sollte, wie die sogenannten moralischen Eroberungen. Die Theorien, welche die Umkehr beschönigen wollten, wuchsen eine nach der andern aus dem Boden. Deutschland erwartete den Stoß von Außen, der ihm eine neue Lage geben sollte, ungewiß, wieviel Lebenskraft ihm bis dahin verdorren, ungewiß, ob der Stoß es aufwärts oder dem Untergange zuschleudern werde. Aus dieser Lage, so demüthigend und aufreibend wie irgend eine sein kann, ist das deutsche Volk durch die Urtheilskraft und den Willen erlöst worden, die einem einzelnen Manne zugehören. Diese Thatsache wird aber am merkwürdigsten durch den Umstand, daß Deutschland seine Erlösung nicht wollte, als sie ihm widerfuhr, daß der Retter ein Zwinger war, daß es fast schwerer wurde, die Deutschen zu dem großen Gange sich erheben zu lassen, als die fremde Hand, welche auf Deutschland lag, abzuwerfen. Sehr oft verflechten sich die Leitung des Einzelnen und der allgemeine Drang ununterscheidbar in geschichtlichen Epochen. Hier, wo die Leitung eine entgegengesetzte Richtung des allgemeinen Dranges bekämpfte, indem sie die Nation zu einer großen Leistung nöthigte, hier sollte man denken, trete das Werk des leitenden Willens so rein wie fast nie heraus. Und doch will man den Ursprung des Werkes verkennen.

Wer könnte so verblendet sein zu leugnen, daß die Nation dem Werk ihre mannichfaltige und unermeßliche Kraft, wenn auch anfangs die öffentliche Meinung widerstrebte, bei den Hauptmomenten zur Verfügung gestellt, und daß nur mit dieser Kraft so gebaut werden konnte? Auch waren es nicht bloß elementare, sondern zum Theil für bestimmte Zwecke mit außerordentlicher Kunst erzogene Kräfte, wie das preußische Heerwesen. Aber der Stoff in seiner Gesammtheit hätte sich nicht nach Einem Ziel von selbst in Bewegung setzen können. Er verdankt die Seele, die ihn erhebt, dem Künstler. Heute, wo der Bau äußerlich beinahe vollendet, der Stoff organisirt scheint, kann er sich doch allein noch nicht forthelfen.

Ein wohlwollender Schriftsteller, dessen Urtheil als Meinungsausdruck der patriotischen Liberalen gelten darf, schrieb vor 1870: „kaum ein Jahr ist verflossen, seit Deutschland, Dank Bismarcks Initiative, in eine neue Phase getreten, und schon ist außer Frage, daß ihre Dauer unabhängig ist von Leben oder Tod ihres Urhebers." So schnell stellt sich nach dem Erfolg der Glaube ein. Jener Schriftsteller hatte keineswegs den Wunsch, Bismarcks Entbehrlichkeit darzulegen, im Gegentheil wollte er die Wahrheit seines Verdienstes beweisen. Er folgert so. Groß ist nur, was dauerhaft ist; dauerhaft nur, was unabhängig von seinem Urheber durch eigne Lebenskraft sich erhält. Nur wenn er ein solches Werk gegründet, ist

Bismarck ein Staatsmann. So zwingt der Glaube an den Staatsmann zu dem Glauben an seine Entbehrlichkeit.

So unbefangen wandelt die deutsche Doktrin. Sie übersieht nur zuweilen ein Glied der Schlußkette oder nimmt ein falsches in dieselbe auf. So dürfte es diesem redlichen Apologeten ergangen sein. Zwischen dem Abenteurer nämlich, der bloß persönliche Erfolge erringt, die spurlos vorübergehen, und dem glücklichen Helden, der ein lebensfähiges Werk vollendet, hat die Geschichte noch einige Loose für ihre Arbeiter bereit. Einigen derselben gelingt es, ein großes Werk groß anzufangen, das sie durch Zufall oder Ungunst nicht vollenden. Das Werk ist ungewissen Schicksalen lange preisgegeben, und erreicht spät oder nie seine wahre Idee. Zuweilen wird ein angefangenes Werk, dem sein Schöpfer entrissen worden, auch ganz wieder zerstört; in dem aber, was mit dem Werke zu Grunde geht, zeigt sich, wie tief es gefordert war.

Alles, was wir sagten von dem Glück der deutschen Nation, Herrin ihrer Entwickelung zu sein und mit dem Vollgewicht nationaler Größe in die Weltgeschichte einzugreifen, das gilt von der Nation mit Einschluß des Mannes, der an ihrer Spitze steht, von ihrem Fleisch und Blut und ihres Geistes Kind ist. Fehlte dieser Mann jetzt, so würden tausend neue Feinde versuchen, den gewaltig emporstrebenden Bau eines neuen Deutschland zu zerstören, und wenn ohne solche Versuche das Werk sich äußerlich vollenden dürfte, würde die Nation doch uneinig sein, wie immer, über die Beseitigung der Schwierigkeiten, welche der Weiterführung entgegenstehen, und über den Gang, welchen die Ausbildung des Werkes nehmen soll. Alles wäre in Frage gestellt, mit der glücklichen Fortsetzung auch der Anfang, neue Zweifel und auch eine ganz neue Arbeit würden beginnen. Das jetzige Leben in Deutschland gleicht der vielartigen Geschäftigkeit auf einem großen, sicher dahin fahrenden Schiff. Ohne den Steuermann würden Angst, Eigensucht und Kurzsichtigkeit, wie wir es so lange gewohnt waren, mit doppelter Heftigkeit die Lenkung verwirren. Denn noch hat das Schiff das sichere Fahrwasser nicht gefunden, in welcher die Kunst des Steuermanns zur stetigen Regel und festen Tradition wird. Was Europa heute zurückhält von jedem Versuch der Bevormundung und Einmischung, das ist nicht die Meinung von unseres Volkes allseitig überlegener Kraft, sondern weit mehr die Scheu vor der unerschöpflichen Strategie seines leitenden Staatsmannes. Und was den Parteien in Deutschland die Zuversicht giebt, mit ihren Forderungen die Zukunft so rückhaltlos in Beschlag zu nehmen, das ist wiederum nicht das Bewußtsein des eignen umblickenden Vermögens, sondern das Gefühl, daß der deutsche Boden bewacht ist gegen die verwirrende Ueberfluthung unbotmäßiger Elemente, mögen sie von innen vordringen wollen oder von außen.

Der Mann, dem Deutschland heute jene große Veränderung seiner Lage dankt, hat Alles, was er für die Nation gethan, wider den augenblicklichen Willen derselben gethan. Soll aber das Werk, das er angefangen, ein dauerhaftes werden, so muß allerdings die Zeit kommen, wo die Nation den Sinn und die Bedingungen des Werkes versteht und selbstthätig ergreift. Es ist wunderbar genug, daß Deutschland den Neid und die Bewunderung der andern Völkern durch einen Staatsmann erregt, mit dem es sich oft nicht versteht, daß es anscheinend zuweilen nichts Dringenderes zu thun hat, als seinem unentbehrlichsten Mann auf alle Wege Steine zu werfen.

Wo wäre Deutschland heute, wenn der Instinkt der öffentlichen Meinung die Leitung gehabt hätte! Wir wären 1854 mit Rußland, 1859 mit Frankreich zur Unzeit verfeindet worden, und hätten beide Male Oesterreich gestärkt. Preußen besäße noch seine ungenügende Wehrverfassung. In den Elbherzogthümern herrschten entweder die Dänen oder ein Parteigänger Oesterreichs. Der Krieg von 1866 wäre nicht geführt worden.

Ist es ein Wunder, wenn diesen Staatsmann die Besorgniß anwandelt, auf falschen Wegen zu sein, wenn ihm einmal die öffentliche Meinung ausnahmsweise von Anfang Beifall spendet?

Ueberblicken wir, was die öffentliche Meinung von dem Bundeskanzler beansprucht.

Gegen das Verlangen, die auswärtige Politik zu beeinflussen, haben die Ereignisse so schlagende Erfahrungen geliefert, daß man denken sollte, auf diesem Feld könnte die Entsagung künftig ohne Ueberwindung geübt werden. Die auswärtige Führung Deutschlands wird auch nach dem französischen Kriege und mit der imposanten Stellung, welche es durch diesen Krieg gewonnen, eine sehr verwickelte Aufgabe sein. Man braucht nur an Frankreichs unablässig wühlende Racheempfindungen zu denken. Die auswärtige Führung wird nach wie vor das vorschauende Vermeiden der Ursachen künftiger Gefahren und die vorschauende Pflege der Bedingungen künftiger Vortheile in solchem Grade erfordern, daß sie die Einmischung der in dem sichtbaren Stand der Dinge befangenen öffentlichen Meinung noch lange nicht verträgt.

In der inneren Politik freilich glaubt die öffentliche Meinung klüger zu sein, als ihr leitender Staatsmann. Die innere Politik soll nicht sein Feld sein.

Wir wünschen, daß es mit dieser Ansicht geht, wie mit der, welche überzeugt war, daß Bismarck im Jahre 1866 sein Höchstes geleistet habe. In der That war der Ausbau der Bundesverfassung so lange eine Unmöglichkeit, als die Erweiterung des Bundes in naher Aussicht stehen

mußte. Jede Vervollständigung der Bundesorgane, da sie nicht mit der Aussicht auf ihre Fortdauer im vollendeten deutschen Staat vorgenommen werden konnte, hätte nur hemmenden Ballast geschafft. Aber wir fragen, ob je eine unfertige Verfassung im Laufe von drei Jahren, deren erstes den Arbeiten der Grundlegung zum großen Theil gewidmet werden mußte, größere Leistungen aufzuweisen hat, als die norddeutsche Bundesverfassung? Man hat dieser Verfassung zum Vorwurf gemacht, daß sie auf die überwiegende Wirksamkeit eines einzigen Mannes berechnet sei. Nun wohl, wenn diese Verfassung sich so fruchtbar erwiesen hat auf dem Felde der inneren Gesetzgebung, wem kommt das Verdienst zu? Entweder kann die Verfassung nicht so unvollkommen sein, oder jener Mann, auf dessen einzigen Impuls sie arbeitet, muß sich auf die innere Politik verstehen.

Man hat dem Bundeskanzler die Steuervorlagen vom Jahre 1869 zum Vorwurf gemacht, deren Urheber er nicht war, für die er aber eintrat. Ihre Verwerfung hat bekanntlich zu der Maßregel einer theilweisen Konsolidation der preußischen Staatsschuld geführt und es herrscht allgemein Befriedigung, daß auf diesem Wege das aus den Anforderungen des Bundes entstandene preußische Defizit ohne Einführung neuer Steuern verschwunden ist. Hat aber die Maßregel blos diese Seite gehabt, und sind es wohl Politiker, welche nur diese Seite entdecken? Jene Steuervorlagen mögen technisch noch so unvollkommen gewesen sein. Aber der Gedanke war richtig, den Bund auf eigene Einnahmen zu stellen und die Matrikularumlagen verschwinden zu machen. So richtig, daß man bald auf ihn wird zurückkommen müssen. Zeigt sich die Ueberlegenheit der Parlamente wohl darin, die mangelhafte Ausführung eines nothwendigen Gedankens nur zurückzuweisen, aber nicht zu verbessern?

Die öffentliche Meinung schickte sich vor dem Kriege wieder an, mit dem Bundeskanzler um die Heeresstärke zu streiten. Es war oft gesagt worden, die unverhältnißmäßige Anspannung des preußischen Volkes für die deutsche Sicherheit würde aufhören, wenn Deutschland die Last gemeinsam trüge. Nun wurde geklagt, die Last sei bloß verbreitert, aber nicht erleichtert worden. Man kann nur sagen: wenn die öffentliche Meinung geglaubt hat, Deutschland werde sich als großes Staatswesen in der Mitte der Nationen aufrichten können, ohne eine Periode der Eifersucht zu durchlaufen, welche es zu doppelter Wehrhaftigkeit zwingt im Vergleich zu der voraufgegangenen Zeit, wo es beinah über allen Verdacht des Könnens und Wollens in europäischen Dingen erhaben war, so hätte sie nie eine andere nationale Existenz als diesen harmlosen Zustand verlangen sollen. Die Zeit wird kommen, wo die Erstarkung Deutschlands nicht bloß hier und da, sondern hoffentlich von der Mehrzahl der europäischen Nationen als eine Wohlthat, und selbst als ein unentbehrlicher Bestandtheil des Friedens

und der Entwickelung Europas empfunden wird. Bis aber dieser Tag erschienen ist, müssen wir stark sein und vorsichtig zugleich, um den Beweis zu liefern, daß Deutschland Niemanden verletzt, aber seine Selbständigkeit auch mit unerschütterlichem Ernst behauptet.

Die öffentliche Meinung streitet mit dem Bundeskanzler um die Gewalt des Parlaments. In dem Zustand der nationalen Schwüle vor 1848 hatte sich die Meinung gebildet, es komme nur darauf an, der Volksthätigkeit den freien Raum zu erobern; die schaffenden Kräfte des Staates würden dann reichlich hervortreten und im Parlament sich zusammenfinden. Heute gehört muthwillige Verblendung dazu, diesen Glauben zu behaupten. Den Staat lernt nur verstehen, wer für ihn arbeitet und die Erfahrung macht, welche gewaltige Anstrengung dazu gehört, das Chaos des gesellschaftlichen Egoismus zu ordnen. Einflußreiche Parlamente setzen die Erziehung des tüchtigsten Theiles der Staatsbürger durch den freiwilligen Staatsdienst voraus, den wir bis jetzt noch gewohnt sind, mit einem verdunkelnden ausländischen Wort „Selfgovernment" zu nennen. Wir können allerdings die Parlamente nicht zur Ruhe setzen, bis die dankbarste und schwerste Aufgabe des deutschen Staates, die Organisation des freiwilligen Staatsdienstes, gelöst ist. Aber es wäre unnennbare Vermessenheit, die Existenzfragen des deutschen Staates von den Parlamenten und durch diese von der Stimmungspolitik des Wahlpublikums abhängig zu machen. Die großen Staatsinstitutionen, das Heer und der höhere Staatsdienst, müssen durch Gesetze festgestellt und gegen die wandelnde Stimmung allerseits geschützt werden. Erst wenn das Heer und der höhere Staatsdienst dem Tagesstreit entzogen sind, kann die Regierung auf dem Gebiet der lokalen Verwaltung, d. h. auf der Grenze, wo Staat und Gesellschaft sich unmittelbar berühren, durch die Organisation des freiwilligen Staatsdienstes aller centralen Einflußmittel sich begeben. Wenn die einzige Regierungsweise, welche dem modernen Staat Festigkeit geben kann, die Regierung nach Gesetzen, durchgebildet ist, dann wird der Gegensatz zwischen Regierung und Parlament seine Bedeutung verlieren. Dann wird der fabelhafte Gedanke, durch das Recht der Versagung sämmtlicher Steuern eine Diktatur parlamentarischer Majoritäten aufzurichten, welche ihrerseits die willenlosen Diener zerfahrener Wählermassen sind, verschwinden.

Daß ein Volk auf neuen Wegen durch einen Mann geleitet wird, der ihm unverständlich ist, den es daher bewundert, aber nicht liebt, dies ist eine Erscheinung, die bisher nur in der Stille des Despotismus vorgekommen ist. Neu ist der Anblick in einem Zeitalter der ausgedehntesten Oeffentlichkeit, bei einer Nation, die beinah soviel berathende Körper als Regimenter in ihrer Armee zählt, wo das Recht der Kritik in Presse und öffentlicher Versammlung schrankenlos geübt wird. Die Friktion, welche

dadurch für den Gang der nationalen Arbeit entsteht, ist oft nicht gering. Sie würde weit schädlicher sein, wenn der Brennpunkte der öffentlichen Meinung nicht so viele wären, die sich gegenseitig schwächen. Dadurch entsteht ür die Hauptarbeit wiederum eine Art Freiheit. So erklärt sich, wie dem leitenden Staatsmann das Wort zugeschrieben werden kann: „der Parlamentarismus müsse durch den Parlamentarismus unschädlich gemacht werden."

Vielleicht, daß der Plan, Elsaß und Lothringen als unmittelbares Reichsland zu verfassen, aus der wiederum mit weitem und sicheren Blick erkannten Nothwendigkeit entspringt, die Vielfältigkeit des deutschen Parlamentarismus, welche die Krankheit ist, die ihn ohnmächtig und doch nicht unschädlich macht, zu beseitigen. Vielleicht, daß hier ein Versuch gemacht werden soll, den Mißgeburten autonomer Gesetzgebung das normale Verhältniß der alleinigen Gesetzgebung des Reichs entgegenzustellen. Denn die Autonomie ist nur auf administrativem Gebiet berechtigt und in ihren Schranken wohlthätig. Vielleicht, daß der Kanzler voraussieht, auch Preußen müsse unmittelbares Reichsland werden und der Kaiser und König werde als alleiniger Bewahrer des preußischen Staatscharakters dem Reichstag nur um so stärker gegenüberstehen. Solche Möglichkeiten bieten sich leicht genug dar. Aber die öffentliche Meinung zieht es vor, bei jedem Schritt Bismarcks, dessen Sinn nicht sogleich offenbar ist, ihm lieber eine launenhafte Verirrung, anstatt eines vernünftigen Gedankens unterzulegen.

Es fragt sich, ob dieser Zustand aus unvermeidlichen Bedingungen fließt oder die Schuld zufälliger Eigenschaften ist.

Erst die Nachwelt wird entscheiden können, wie weit das Herausarbeiten der deutschen Staatsform durch den Inhalt der Aufgabe dem durchschnittlichen Bewußtsein der Zeit, in welche die Aufgabe fiel, so fremd war, daß der Künstler diesem Zeitbewußtsein nothwendig fremd gegenüberstehen mußte. Dann wird sich zeigen, wie weit die Eigenschaften Bismarcks, welche ihm eine sympathische Wechselwirkung mit seiner Zeit erschweren, aus der Beschaffenheit des Naturells oder aus dem Bewußtsein der Aufgabe flossen.

Bismarcks Reden bekunden den außerordentlichen Geist ihres Urhebers auch da, wo er seine eigentliche Ansicht unter einem dialektischen Spiel verbirgt. Aber er ist kein Redner. Den Redner macht noch nicht das Zutagetreten einer großen Persönlichkeit. Es ist keine Paradoxie, zu sagen: Redner ist nur, wer nach dem Munde redet. Die Menschen wollen hören was ihnen auf der Zunge liegt, den klaren, starken Ausdruck ihrer Gefühls- und Gedankenbedürfnisse. Aber dies ist ganz und gar nicht Bismarcks Leistung, und kann es nicht sein. Die politische Wahrheit, die ihm

vor Augen steht, liegt weit ab von der Illusion der Mehrzahl seiner Zeitgenossen, ja sie ist für diese Illusion geradezu tödtlich, welche doch ihrerseits ein geschichtliches Erzeugniß ist, das nicht mit einem Male aus den Gedanken und Gefühlen gelöscht werden kann.

Bismark tritt den berathenden Körpern oft gegenüber mit einer Weise der Argumentation, welche die diplomatische heißen kann. Das Diplomatische liegt aber nicht etwa in der Zurückhaltung oder gar in der irreführenden Absicht bei den Angaben. Die Verhandlungsweise von Staat zu Staat nimmt immer zum Ausgangspunkt theils die völkerrechtlichen Verbindlichkeiten, theils die gegebene Lage jedes Staates. Man begründet also seine Forderungen durch den Gesichtspunkt des Rechts und der Billigkeit, und nimmt für die letztere immer die selbständigen Interessen der Gemeinwesen zum Ausgangspunkt, deren Anwalt die Diplomatie ist. So wollen aber unsere liberalen Vertretungen nicht mit sich verhandeln lassen. Sie gehen von einem Ideal aus, und beurtheilen Alles, was demselben widerstrebt, als nicht sein sollend. In Ländern, die zwischen mächtigen Nachbarn und unter Verfassungen stehn, die auf dem Zusammenwirken selbstständiger Gewalten beruhen, ist allerdings die Anschauung, daß nur ein einziges Ideal, welches keine Einschränkung vertrage, berechtigt sei, mit dem Geist des Staatslebens unverträglich. Der Vorwurf trifft aber nicht bloß die liberalen Vertretungskörper. Das deutsche Staatswesen leidet noch an dem schweren Uebelstand, daß zu wenig gemeinsam geschätzte Institutionen, deren Schranken wir achten, die ganze Nation ohne Unterschied der Parteien vereinigen.

Eine andere parlamentarische Kampfmethode Bismarcks ist es, wenn er an den Forderungen seiner Gegner sachliche Schwierigkeiten und Widersprüche aufdeckt, ohne jedoch den letzten Gesichtspunkt aufzustellen. Ein lebendiger Verstand, dem alle Beziehungen der Sache vorschweben, braucht nur die oberflächlichen Register seiner Werkstatt zu ziehen, um eine Menge eigenthümlicher und selbst fruchtbarer Gesichtspunkte auszuschütten, mehr als hinreichend, den Gegner zu verwirren, ohne doch das entscheidende Wort zu enthalten. In Folge dieser Eigenschaft hatte sich eine Zeitlang die wunderliche Meinung gebildet, Bismarck verstehe nicht, seine Pläne zu verbergen. Diese Kunst ist aber, soweit sie von nöthen war, niemals vollkommener geübt worden, und es ist sicherlich wirksamer, das Geheimniß unter einem Strom pikanter und, weil aus der Bewegung der Sache geschöpft, wahrer Ansichten zu verbergen, als mit einem ewigen Schloß vor dem Munde. Die Rede über die Aufnahme Badens in den norddeutschen Bund am 24. Februar 1870 war ein vollendetes Beispiel dieser Kunst. Während die treffende Wahrheit der Gegengründe allseitig empfunden werden mußte, ließ der Redner doch fortwährend durchblicken, daß er sein letz-

tes Wort nicht ausspreche, daß er nur ein ebenso glänzendes als anmuthiges Scheingefecht führe. „Genießen Sie doch einen Augenblick froh, was Ihnen beschieden, entbehren Sie gern, was Sie nicht haben.“

Ein sehr wirksames, aber sehr aufreizendes Kampfmittel dagegen ist, den Gegner beim Wort zu nehmen, mit seiner ungeschickten Darstellung Ernst zu machen und ihn durch die Folgen aus den eignen Sätzen ad absurdum zu führen. Ein bezeichnendes Beispiel dieser Methode ist die Rede über die Abschaffung der Todesstrafe am 1. März 1870. Diesmal stand freilich der Redner nicht über den Irrgängen der Dialektik, er war selbst darin befangen. Die Abschaffung der Todesstrafe für schwere Verbrechen ist nicht das Gebot der Humanität im Sinn einer das sinnliche Leben überschätzenden Philanthropie. Der Redner widerlegte die übliche Begründung der Forderung in seiner überlegnen Weise. Aber sein Ergebniß war diesmal ein falsches, und es war ihm doch nicht um einen augenblicklichen Sieg zu thun. Es gelang ihm nicht, gegenüber der falschen Begründung den richtigen Schluß zu behaupten, und also auch nicht, den unter den falschen Gründen verborgenen wahren Beweggrund zu entdecken. Dagegen feierte er den größten ungesuchten Triumph in der Rede über die Nichtwiedereinführung der Todesstrafe in den Bundesstaaten, wo sie bereits abgeschafft worden, am 23. Mai 1870. Es war die große Natur, die unwillkührlich überwältigend zum Ausbruch kam und zugleich in der Versammlung die nationale Fiber berührte.

Mit Absicht sich ganz in das Gefühl der zuhörenden Versammlung zu versetzen und sie dadurch hinzureißen, daß er ihren eignen Wunsch in vollendeter Gestalt und mit ungeahnter Kraft ihr zeigt, scheint Bismarck nicht zu gelingen. Wir müssen zugestehen, daß solche Wirkungen nirgend schwerer sind, als bei einer deutschen Versammlung. Denn in einer deutschen Versammlung sind, wenn es zur Bestimmtheit kommen soll, hundert redliche Ansichten vorhanden, und fast jeder Einzelne will hundert Dinge, die sich nicht vertragen.

So schwer aber die Aufgabe sein mag, eine deutsche Versammlung aus der Sache heraus und doch in Anknüpfung an ihr eignes Denken und Wollen zu überzeugen, so muß sie doch lösbar sein. Dies aber ist nicht Bismarcks Feld. Ein Redner, der seine schöpferischen Gedanken mit didaktischer Meisterschaft auszubreiten versteht, der opfert diesem Talent ein gutes Theil seiner praktischen Kraft. Indem die Versammlung überzeugt und hingerissen wird, bleiben wahrscheinlich draußen die Geschäfte liegen. Nicht ganz mit Unrecht sagt Macaulay von William Pitt, daß, während seine Beredsamkeit das Parlament zu kolossalen Opfern wieder und wieder hinriß, der große Redner das Ziel, für das er die Nation zu unerhörter Anstrengung in Bewegung setzte, unablässig verfehlte. Dieses

Beispiel ließe sich erweitern durch Namen, die von den glänzendsten sind aus alter und neuer Zeit. Ist jemals ein Volk edler und gewaltiger für Staatsangelegenheiten entflammt worden, als die Athener von Perikles? Und war die Laufbahn des Redners nicht die Einleitung zum Fall der Stadt? Hat Demosthenes mit derselben Beredsamkeit hundert Jahre später das letzte Stadium dieses Falles aufzuhalten vermocht? Konnte Mirabeau's ideenreiches Wort den bösen Dämon, der in der französischen Revolution lag, bändigen? Es scheint ein Gegensatz zu bestehen zwischen dem großen Redner und dem glücklichen Staatsmann, es scheint, als ob die Gedanken, die in bewegender Rede verkörpert worden sind, nicht mehr die Kraft haben, die Ereignisse zu bemeistern.

Bismark wird nie den Vortheil der politischen Aktion einem rednerischen Triumphe opfern. Ein Wort, das von Cavour berichtet wird, und mit welchem der große Italiener seine Gesinnung in einem außerordentlichen Fall bezeichnete, könnte für Bismarcks Laufbahn die tägliche Devise sein: „Mag mein Name untergehen, mag mein Ruf untergehen, wenn nur Deutschland eine Nation wird."

Zu einem großen politischen Redner wird in der Regel gehören, daß er das Ganze seiner Ideen als ein theoretisches Kunstwerk im Geiste trägt. Bismarck hat ein Ziel, und Keiner blickt vielleicht so weit vorschauend wie er auf künftige Möglichkeiten, seien es Vortheile, seien es Gefahren; er hat eine Methode, aber die Gestalt seines Werkes steht ihm nicht in einer einzigen Form vor Augen, der sein politisches Handeln unterthänig wäre. Ein Franzose hat Bismarcks politische Laufbahn eine beständige Improvisation genannt. Diese Methode ist wiederum mindestens ebenso sehr Erzeugniß des Naturells, als der Bedingungen des Werkes. Der deutsche Staat mußte und muß noch mit Gegnern und Hülfsmitteln geschaffen werden, die fast alle nur für den Moment, fast niemals für die Dauer zu berechnen sind. Deutschland hat sich mit seiner Entwickelung verspätet, und mußte und muß dieselbe unter den erschwerendsten Umständen in der Mitte Europas in einer Zeit nachholen, die politischen Machtveränderungen überhaupt ungünstig ist; wo eine Art Solidarität der Mächte herrscht gegen das Aufsteigen einer einzelnen Nation. Die Zerrissenheit Deutschlands wird von Frankreich als ein wohlerworbenes Recht betrachtet, um daß es einen Todeskampf aushielt. Dazu kommt, daß erst die Verbildung der deutschen Staatsentwickelung, dann der Reichthum der modernen gesellschaftlichen Bestrebungen auf dem deutschen Boden eine Vielheit von Doktrinen und Steckenpferden zusammengehäuft haben, wie auf keinem andern Boden der Welt. Auf diesem Boden läßt sich kaum eine einzige durchschlagende Richtung erkennen, hier wird Alles zum Experiment. Der politische Künstler kann nicht mit Einer Strömung segeln, er muß hundert

kleine Strömungen benutzen, um sein Fahrzeug vorwärts zu bringen. Und unberechenbar wie immer noch die Mittel zur Behauptung der deutschen Einheit sind, sind es auch die zur innern Formung des deutschen Staates. Schon die zweite Wahl eines norddeutschen Reichstages schien in ihrer Einleitung eine merkwürdige Zersetzung der politischen Parteien durch gesellschaftliche Gesichtspunkte zeigen zu wollen. Wenn dieser Zug fortdauert, so wird es ganz unmöglich, die Regierung von Wahlversammlungen abhängig zu machen, welche bloß den Streit der Interessen repräsentiren.

In einem solchen Zustand der Dinge giebt es für die deutsche Nation nur Einen löblichen Weg der Eifersucht auf ihren großen Staatsmann. Sie halte den Staatsgedanken ebenso hoch, wie er, sie behüte sich und ihren werdenden Staat vor dem Uebermaß der gesellschaftlichen Einflüsse, sie hebe durch strenge Gesetze ihre Angehörigen auf den Boden der Staatspflicht. Alle Bestrebungen, die Macht des Parlamentes zu erhöhen, welche dasselbe nicht zugleich stärken gegen die Gesellschaft, werden an der Unentbehrlichkeit des Staates zerschellen. Die Partei aber, welche auf parlamentarischem Boden den Staat hochzuhalten versteht, wird in demselben Maße an Macht gewinnen, als sie ihre Pflicht gegen den Staat erfüllt.

Das Auftreten eines außerordentlichen Menschen ruft auf jedem Boden und zu allen Zeiten die zwei Parteien hervor, von denen die eine für den Helden ist, ganz abgesehen von der Sache, welcher er dient, die „fritzisch Gesinnten", wie Göthe es ausdrückt; die andere Partei sind die neidisch Gesinnten, die mit Shakespeare's Cassius sprechen: „mir ist lieber, nicht da zu sein, als in Furcht zu leben vor einem Dinge, wie ich selbst."

Es giebt eine Ansicht, welche meint, daß einem Volk, dessen Geschicke reif sind, der rechte Mann nie fehle. Sie wird anders gewendet von den Fritzischen, anders von den Neidischen. Der Tiefsinn deutscher Philosophie erklärt sie so, daß aus den besten Kräften einer Volksanlage zur rechten Zeit die geistige Natur geheimnißvoll bereitet werde, welche die Nation ihrer geschichtlichen Bestimmung zuführt. Nach der Lehre englischer Commis, bei welchen Deutschland jüngst in die Schule zu gehen liebt, liegt das Exempel für eine große Evolution bei einem Volk auf der Straße, ein zufällig Vorübergehender zieht den Additionsstrich, und heißt ein großer Mann. Beide Ansichten haben etwas Fatalistisches. Das Exempel der deutschen Zukunft liegt weniger als je auf der Straße. Lange lag auf der deutschen Nation der Bann der Unfertigkeit. Die Nation möge das Werkzeug nicht lähmen, welches die stärksten Ringe ihres Bannes bisher zerschlagen hat.

Berlin, Druck von E. S. Mittler u. Sohn, Wilhelmstraße 122.

